00

Schriften

von

Caroline Pichler.

Neun und dreißigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

G. m. 1259

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

Leonore . . . . S. 3

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Leonore.

1. Baron Wallner an Frau von Walsin.

***, den 15. April 1797.

Ich schreibe Ihnen schon wieder, meine schöne Freundin, obwohl ich auf meinen letzten Brief seit fünf Wochen keine Antwort erhielt, und also Recht hätte, ein Bischen zu schmollen, wenn das, Ihnen gegenüber, möglich wäre. Aber wenn ich auch weder schmollen kann noch darf, so ist es mir doch unmöglich, über Ihre lange Abwesenheit ganz ohne Aerger zu bleiben; und eine so hübsche Sache kindliche Zärtlichkeit seyn mag, so finde ich sie doch im gegenwärtigen Falle herzlich langweilig, und Ihre schätzbare Frau Mutter könnte kaum sich selbst oder Ihnen einen größeren Gefallen thun, wenn sie wieder gesund werden möchte, als mir. Was soll ich denn mit so mancher Stunde meines Tages machen, die ich sonst in Ihrer Gesellschaft köstlich verbrachte? Womit soll ich diese peinlichen Lücken ausfüllen, wohin mich wenden, um einen Verlust zu ersetzen, den mir in der ganzen großen Stadt nichts, schlechterdings nichts vergüten kann? Denn wo fände ich wieder Verstand, Schönheit, Anmuth und Witz in so harmonischem Bunde, jedes für sich selbst reizend und in dem göttlichen Verein unwiderstehlich? Und ich hatte es gefunden, ich genoß das überschwengliche Glück, ich durfte mir schmeicheln, zu dem Cirkel Ihrer vertrau=

tern Freunde zu gehören, vor welchem die reiche Fülle Ihres Geistes, der hinreißende Zauber Ihres ganzen Wesens sich ungehindert im freien schönen Spiele zeigte. Da muß ein feindlicher Dämon Ihre Mutter auf's Krankenbette werfen; und nun fliegen Sie zu ihr, lassen bereits durch zwei Monate den Kreis Ihrer zahllosen Verehrer mißmuthig sich nach Ihnen sehnen, und bringen so viele Tage Ihres Lebens, die der Freude und Ihren Freunden geweiht seyn sollten, an dem traurigen Lager einer siechen Mutter zu. Wissen Sie wohl, daß Sie einen Raub begehen, und wir Sie vor dem Tribunal Amors und der Grazien darüber belangen werden? Denn seit Sie von uns gewichen sind, sind auch Frohsinn, Scherz und heitere Laune mit Ihnen entflohen.

Aber im vollen Ernste, meine schöne gnädige Frau! Ich wünschte Sie jetzt sehnlichst zurück, und aus mehr als einer Ursache. Es ist ein neuer Stern an unserm Himmel erschienen, der allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, und allem Ansehen nach, wenn anders meine Welt- und Menschenkunde mich nicht betrügt, nicht allein zu den seltensten Erscheinungen in seiner Art gehört, sondern auch vielleicht bedeutenden Einfluß auf das System unserer gesellschaftlichen Verhältnisse haben wird. Doch ohne Allegorie zu sprechen, unser rechtskundiger Freund, Herr von Wichmann, ist, Gott weiß auf welchen Wegen, zum Vormund über ein sehr liebenswürdiges und sehr reiches Mädchen ernannt worden, die er zu seiner Schwester Schöndorf in die Kost gegeben hat. Die Mutter, eine phantastische Frau, wie es aus Allem scheint, hatte nun freilich Herrn von Wichmann nicht im Testament ernannt, sondern die Sorge für ihre zärtlich geliebte Tochter

einem alten treuen Freunde ihres verstorbenen Mannes übergeben; unglücklicher oder glücklicher Weise aber starb der ernannte Vormund wenige Monate nach der Mutter, und Herr von Wichmann, der aus Erfahrung weiß, wozu ein reiches Mündel nützt, wußte es so zu karten, daß die Gerichte ihm die Vormundschaft auftrugen. Sie wissen, er versteht seine Sachen zu betreiben, und man sagt, er habe diesmal mit einem Steine zwei Würfe machen, sich die einträgliche Vormundschaft, und seinem jüngern Neffen Schöndorf ein reiches Weib verschaffen wollen, und darum sey Fräulein Leonore Brandner — so heißt die neue Schönheit — zu seiner Schwester gegeben worden. Daß er, was die zweite Hälfte betrifft, die Rechnung ohne Wirth gemacht habe, davon läßt er und seine Schwester sich freilich nichts träumen; aber wir wissen es besser. So lange Schöndorf die Verbindung mit seiner hübschen Kaufmannsfrau hat, wird aus jenem Projecte nichts, obwohl er nicht klug ist, und weit besser thäte, beide Sachen, die sich, mit einem bischen Klugheit, gar wohl vereinigen lassen, zusammen zu nehmen. Das habe ich ihm schon ein paar Mal gesagt; aber er ist noch zu verliebt, um von einer vernünftigen Vorstellung etwas hören zu wollen, und wenn Fräulein Brandner alle die Eigenschaften, die ihr die Sage beilegt, besonders in Finanzsachen, wirklich besitzt, so werde ich mich wohl hüten, Heinrichen noch öfter zuzureden, und lieber versuchen, welchen Eindruck m e i n e Person und m e i n Betragen auf sie zu machen im Stande seyen.

Doch da habe ich Ihnen auf einmal Alles geplaudert, was ich Sie erst langsam und nach manchen Vorbereitungen errathen lassen wollte, nämlich, daß ich Lorchen, seit

ich sie kenne, genau studiere, wenn ich so sagen darf, daß ich mir eine Idee von ihrem Charakter entworfen, und auf diesen einen allerliebsten Plan gegründet habe, der mir hoffentlich nicht fehlschlagen wird. Aber eben, weil ich meiner Einsicht nicht ganz traue, weil ich nicht weiß, ob ich den Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes richtig aufgefaßt habe, wünschte ich Sie zurück, und würde von Ihrem Scharfblick, von Ihrer Weiblichkeit jene Beobachtungen erwarten, welche meine Art, die Dinge zu betrachten, und selbst mein Geschlecht mich zu machen hindern. Unstreitig haben die Damen hierin eine eigene Gabe, ich möchte sagen, einen feinen Takt von der Natur erhalten, der ihnen das oft auf den ersten Blick und ganz unfehlbar erkennen läßt, was uns Männern bei allen unsern Vorkenntnissen und langwierigen Menschenbeobachtungen doch noch oft entgeht. Ich glaube, man könnte von ihnen sagen, sie fühlen sich in die Charaktere der Menschen, mit denen sie umgehen müssen, hinein, und empfinden das Urtheil, was sie darüber fällen sollen; und dies empfundene Urtheil wird sie um desto sicherer leiten, als sinnliche Wahrnehmungen stets weniger Täuschungen unterworfen sind, als abstracte Ideen und gewagte Hypothesen. Besonders aber wird ein Weib in ihrem eigenen Herzen immer den untrüglichsten Schlüssel zu den verborgensten Tiefen eines andern Weiberherzen finden, und den Gehalt und Werth desselben weit besser würdigen, als wir Männer, wenn nur kein Neid, keine Eifersucht die ruhige Beobachtung hindert. Aber das ist es eben, was euch so oft irre leitet, und wovon ich jetzt eben bei unserer Freundin Juliane ein auffallendes Beispiel sehe. Sie wissen, daß es Julianen Schöndorf weder

an Verstand noch geübtem Kennerblicke fehlt, um die Menschen zu bemerken und zu würdigen; dennoch läßt sie, wie es mir vorkommt, Lorchen allzu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Sie betrachtet sie mit so viel Geringschätzung, behandelt sie im Gefühle ihrer Ueberlegenheit an Weltkenntniß und Lebensklugheit so sehr als Kind und Unmündige, daß es mir scheint, Julianens Urtheil sey nicht so unbefangen, als sie selbst es vielleicht glaubt, und Lorchens unbestreitbare Vorzüge, die sich gerade da am liebenswürdigsten zeigen, wo Julchens Charakter Manches zu wünschen übrig läßt, ließ dies stolze und der allgemeinen Huldigung gewohnte Geschöpf eine allzu furchtbare Nebenbuhlerin in dem sanften, immer gleichen, immer gefälligen Mädchen finden. Wie dem auch seyn mag, so hoffe ich Alles von Ihrer Zurückkunft, und will Ihr Urtheil durch keine vorschnelle um vielleicht unrichtige Behauptung bestechen. Daß ich aber Sie, meine schöne Freundin, so ganz geschickt zu Lorchens Beurtheilung, und so ganz über allen Neid und alle mögliche Collisionen mit diesem wahrhaft anziehenden Wesen erhaben glaube, um mit voller Zuversicht ein unbefangenes Urtheil zu erwarten, das sollte Ihnen wohl eine treue Bürgschaft für die hohe Meinung seyn, die mein Herz von Ihrer eigenen Liebenswürdigkeit hegt, und die — zürnen Sie nicht über diese Anmaßung! — auch selbst ein Glücklicherer als ich, der beneidenswürdige Van der Werth nicht inniger, nicht wärmer empfinden kann.

2. Frau von Valsin an Baron Wallner.

G**, den 2. Mai 1797.

Sie hätten wenigstens vor acht Tagen schon Antwort von mir erhalten, wenn ich recht mit mir selbst darüber hätte einig werden können, ob ich Ihnen zürnen sollte oder nicht; und so lange ich das nicht wußte, wäre es mir eine platte Unmöglichkeit gewesen, Ihren schmeichelhaft unartigen Brief zu beantworten. Das werden Sie selbst einsehen. Sagen Sie mir aufrichtig, wollen Sie mich bestechen? Sind Sie in Ihr Lorchen verliebt, oder wollen Sie mich auf eine kitzliche Probe stellen, und so eine Art von moralischem Versuch an mir machen, ob wohl die Erscheinungen, die Sie an meinem Charakter sehen würden, in Ihre Hypothese passen, und sie bestätigen würden oder nicht? War's das nicht? Sollte ich mich getäuscht, und zum ersten Mal in meinem Leben etwas Böseres hinter Ihren Absichten gesucht haben, als wirklich dahinter steckt? Doch da sich das Alles nicht auf der Stelle beantworten läßt, so will ich großmüthig darüber hinausgehen, und, allen Groll vergessend, die Frage beantworten, die Ihnen so sehr am Herzen liegt, und ohne daß Sie sie deutlich aussprachen, doch unverkennbar der einzige und Hauptinhalt Ihres ganzes Briefes ist, die Frage nämlich: was ich von Ihrem Lorchen halte?

Ich kenne zwar dies merkwürdige Mädchen nicht, ich habe sie nie gesehen, und mehr als zwanzig Meilen trennen mich von ihr; dennoch aber hat ein freundlicher Dämon, bekannt mit den Herzensnöthen meines abwesenden Freundes, mir, oder vielmehr ihm, den Gefallen gethan, mich vorläufig ziemlich genau von der Lage der Dinge zu unterrichten. Ich wußte wirklich drei Tage früher, ehe ich Ih-

ren Brief erhielt, mehr von Lorchen, als Sie vielleicht selbst wissen, und Ihr Brief diente nur dazu, mein vorgefaßtes Urtheil zu bestätigen. Wie ich dazu kam? Geduld! Sie sollen Alles hören, wenn es Zeit seyn wird, den geheimnißvollen Schleier zu lüften. — Vor vier Wochen ungefähr befand ich mich im Geiste plötzlich bei Schöndorfs in einer ihrer glänzendsten Gesellschaften. Da öffnete sich die Thür, und herein trat zuerst die majestätische Juliane in allem blendenden Glanze ihrer Junonischen Schönheit; hinter ihr schwebte an Lisettens Arm ein zartes schlankes Wesen in den Saal. Das dunkle sinnende Auge haftete am Boden, und ihre Schüchternheit erlaubte ihr kaum, es zuweilen auf Momente zu erheben; das braune Seidenhaar wallte in natürlichen Locken, ihr Anzug war weder modern noch auffallend, und doch fühlte man sich versucht, diese sittsamen lieblichen Formen als Mode nachzuahmen. Die Blicke der jungen Herren waren sogleich auf sie gerichtet. Sie schien das zu fühlen. Eine leichte Rosenfarbe flog über das etwas blasse Gesichtchen, und sie setzte sich am äußersten Ende des Cirkels dort hin, wo die minderhelle Beleuchtung ihr eine Art von Unbemerktheit zuzusichern versprach. Die Stutzer nahten sich ihr. Man merkte ihr an, daß das schale Geplauder sie nicht unterhielt. Jetzt wurde zum Fortepiano gegangen. Die Gesellschaft drang in Julianen, sich hören zu lassen. Sie ließ sich lange, sehr lange bitten — so lange, daß, wenn ich mitgebeten hätte, mir alle Geduld vergangen wäre. Endlich setzte sie sich hin, und spielte eine prächtige Sonate; aber kein Zureden war im Stande, sie zum Singen auch nur Eines Liedchens zu bringen. Sie hatte Migraine, war heiser, kurz, übel gelaunt. Nun trat Baron

Wallner hinzu, wendete sich mit seiner gewohnten feinen Art an die Fremde, und bat sie zu singen. Sie erröthete, und entschuldigte sich mit ihren wenigen Kenntnissen; als aber die gutherzige Lisette mit einem herzlichen: o liebes Lorchen, spiel' und singe mir zu Gefallen! in sie drang, ging sie schnell an's Clavier, zog die seidenen Handschuhe aus, und nun gaukelten zehn niedliche Finger, aus Rosengluth und Lilienschnee gewebet, wie eben so viele Sylphen über die Tasten, und lockten, ohne auf überwundene Schwierigkeiten Anspruch zu machen, durch ein leichtes feines Spiel so liebliche Töne aus dem Claviere, daß man ein anderes Instrument zu hören glaubte. Man bat sie zu singen. Sie that es ohne weitere Umstände, und sang ein artiges Liedchen mit melodischer Stimme und meisterlichem Vortrage. Man klatschte ihr lauten Beifall zu, ihr Gesicht überzog sich mit Purpur, sie stand schnell auf, neigte sich, und verbarg sich im Kreise der andern Mädchen. Nun war Julianens Migraine auf einmal verschwunden. Sie setzte sich hin, und präludirte mit einer solchen Kühnheit, Stärke und Präcision, daß Alles erstaunt und bewundernd horchte, und nun fiel sie mit ihrer hellen Stimme ein, und sang eine italienische Bravourarie, die nur Crescentini besser singen kann. Ein lärmender Beifall belohnte ihre Bemühung, und Heiserkeit und üble Laune waren so weggeblasen, daß sie nun eine Stunde lang am Fortepiano sitzen blieb, und mit der größten Gefälligkeit Alles sang und spielte, um was man sie bat. Freilich war die Fremde ganz in Schatten gestellt; nur wenige Männer, unter denen ich aber in meinem Traume Sie immer deutlich unterschied, beschäftigten sich um sie, und hatten über jenen Schimmer

dieses milde Licht nicht vergessen. Die unsichtbare Rolle, die ich an diesem Abend spielte, gewährte mir nicht allein den Vortheil, Alles ungehindert bemerken, sondern auch hier und da in die Herzen der Menschen blicken zu können, ein Vortheil, den ich nicht zu theuer durch das Opfer der Unsichtbarkeit erkauft zu haben glaubte. Vermittelst dieser Gabe entdeckte ich nun in dem Herzen der stolzen Juliane einen tiefgegründeten Widerwillen gegen ein Mädchen, das sie in so manchem Betrachte verdunkeln konnte, und das besonders auf die Länge und dauerhaft zu fesseln versprach, wo jene nur des ersten blendenden Eindrucks sicher war. In der Seele der Fremden aber fand ich trotz der Schüchternheit und Verwirrung, in der sie war, kein geringes Wohlgefallen über den Eindruck, den sie gemacht hatte, und besonders ein — aus Dankbarkeit und Achtung gemischtes Gefühl von Wohlwollen, welches sie zu dem Manne zog, der ihr durch seine Bitte den ersten Anlaß zu diesem Genusse verschafft hatte, und der sie auch jetzt mit einer Zartheit, Ehrerbietung und Feierlichkeit unterschied und behandelte, die mich an diesem Manne so komisch dünkte, daß ich meiner Geisterhaftigkeit vergaß, laut auflachte, und über dieses Gelächter aus meinem Traum erwachte, ehe ich Zeit hatte, auch in seinem Herzen zu lesen. Doch was ich damals nicht sehen konnte, hat mir sein Brief mehr als zu deutlich gezeigt, und ich bin nun vollkommen versichert, daß mein Traum, der ohne dies, wie alle bedeutenden Träume, mit der Morgenröthe gekommen war, auch aus dem hornenen Thore gegangen ist.

Doch Scherz bei Seite; denn ich fühle wohl, daß ich meine Geisterrolle nur so lange behaupten könnte, bis Sie sich

erinnerten, daß Van der Werth an jenem Abend, nebst Ihnen bei Schöndorf und Zeuge jener Scenen war, die er mir, freilich nicht ganz so, wie ich sie Ihnen beschrieb, in einem Briefe mittheilte. Sie werden manche Züge darin finden, die ich nicht von einem Beobachter Ihres Geschlechtes, sondern von Weiberhand haben muß. Und so ist es denn auch wirklich. Juliane hat schon in zwei Briefen von der schönen Fremden Meldung gemacht, und aus ihren und Van der Werth's Nachrichten habe ich mir ein Bild von Lorchen und ihren Verhältnissen gegen Julianen und gegen den planvollen Liebhaber, der sich ihrem Herzen nach allen Regeln der feinsten Taktik nähert, entworfen, das der Wahrheit so ziemlich nahe kommen wird. Vermöge dessen kann ich zwar Ihren Entwurf nicht anders als billigen, muß Ihnen aber als eine treue Freundin die größte Achtsamkeit und Klugheit empfehlen, um ja nie aus Ihrer, Ihnen etwas fremden und drückenden, Rolle zu fallen. Glauben Sie mir! Es gibt nichts Forderndes, nichts Anspruchvolleres auf der Welt, als so ein gar sanftes, zartes, aus lauter Schönheitssinn und Empfindung zusammen gewebtes Wesen, und es ist erstaunlich, welches reizbare Gefühl, welchen überfeinen Takt diese Leutchen haben. Der kleinste Mangel an Aufmerksamkeit, ein Ausbruch von unschuldigem Spott, ein unzarter Ausdruck, eine unbedeutende Zweideutigkeit empört ihr leicht zu reizendes Wesen, und scheucht sie gewaltsam auf. Kommen solche Züge dann nur ein paar Mal vor, so ist es um ihre gute Meinung von der Person, an der sie sie bemerken, gethan; sie gehört nun zu den gemeinen Seelen, zu den rohen Naturen, und aus dieser moralischen Hölle ist bei jenen hohen Geistern keine Er-

lösung mehr. Bedenken Sie das, mein Freund, und prüfen Sie sich genau, ob das Glück, ein schönes und reiches Weib zu bekommen — denn ich vermuthe, daß die hundert tausend Gulden keinen geringen Antheil an Lorchens Liebenswürdigkeit bei Ihnen haben werden — die gewaltsame Spannung, die immerwährende Selbstverläugnung, und das ganze Gewebe von Verstellung und List vergelten kann, dem Sie sich durch lange Zeit werden unterwerfen müssen! Ich hoffe jetzt in wenig Tagen nach meinem lieben *** zurück zu kehren; denn meine gute Mutter ist fast ganz hergestellt, und bedarf meiner nicht mehr. Wie sehr ich mich darauf freue, wie herzlich ich mich darnach sehne, werden Sie mir ohne Schwur glauben. Ueber dies ist mein Mann auch sehr ungeduldig, mich so lange im Hause zu vermissen; und obwohl weder sein Kopf noch sein Herz etwas von diesem Bedürfnisse weiß, so gibt es doch eine Menge kleiner häuslicher Geschäfte, bei welchen ihm seine fleißige Ehewirthin und erste Magd ganz unentbehrlich geworden ist. Ich werde also so sehr eilen, als mir möglich ist, und freue mich nebst dem Vergnügen, alle meine Freunde wieder zu sehen, auch nicht wenig auf die Bekanntschaft des ätherischen Mädchens, und die Unterhaltung, welche Baron Wallner in der Rolle des schmachtenden, übersinnlichen Liebhabers dem unterrichteten Zuschauer verschaffen wird. Und nun leben Sie wohl! Grüßen Sie Van der Werth tausendmal, und sagen Sie ihm, daß ich ihm den Tag meiner Ueberkunft pünktlich melden werde; denn ich zähle darauf, ihn noch vor *** zu sehen.

3. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

***, den 3. Mai 1797.

Dein Brief, den ich vorgestern erhielt, hat mich aus einer wahrhaft peinlichen Lage gerissen. Fünf Wochen waren vergangen, und ich hatte kein Lebenszeichen von dir gesehen, keine Antwort auf vier dringende Briefe erhalten. Die Schreckbilder, die sich meine Phantasie über die Ursache dieses Stillschweigens schuf, alle die Krankheiten, Unglücksfälle, die ich mir als möglich, als wahrscheinlich, ja oft als gewiß dachte, kannst du Dir nicht vorstellen, und ich würde mich schämen, sie zu erzählen; ja in dem Verhältnisse, worin ich jetzt lebe, würde ich mich sogar durch die bloße Ahnung, daß ich mir solche Schreckbilder schaffen konnte, lächerlich machen. Und das war's eben, was mich am meisten und schmerzendsten drückte. Ach, ich fühlte mich wieder so ganz allein, so unendlich verlassen, so von Allem, was mir auf Erden theuer war und ist, gerissen, wie im Anfange meines Aufenthalts hier. Je mehr Menschen mich umgaben, je größer das Gewühl war, desto drückender war mir mein Fremdseyn unter diesen wandelnden Gestalten; denn mehr waren sie nicht für mich. Manchesmal mußte ich mich entfernen, und meinem Herzen, das unter der Centnerlast dieses Gefühles zu brechen drohte, durch einen Thränenstrom Luft machen.

Wie seltsam hatte das Schicksal mit mir gespielt! Ich, die bis in mein neunzehntes Jahr nie aus den schützenden Mauern des mütterlichen Hauses gekommen war, deren weiches Herz, von Kindheit an immer nur durch Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit gepflegt, nie die rauhe Berührung einer fremden kalten Hand erfahren hatte,

ich, die von Mutter, Schwester und Geliebten immer mit allzu großer, unverdienter Schonung und Güte behandelt worden war — ich mußte nun durch den Tod meiner Mutter, gerade als du schon verheirathet und Ferdinand abwesend war, in die Welt hinaus gestoßen werden. Zwar so lange mein guter erster Vormund lebte, fand ich in seinem stillen Hause, in dem freundschaftlichen Umgange seiner edlen Gattin und Tochter Trost und Beruhigung für meinen großen Verlust, und, wieder mit Liebe und Geradheit behandelt, fühlte mein Herz den Abstand des mütterlichen Hauses zu dem seinigen nicht sehr. Aber als der Tod auch dies Band zerriß, als ich nun wie ein herrenloses Gut in ganz fremde Hände überging, und plötzlich durch einen Zauberschlag aus der tiefsten Stille in das lärmende Gewühl des Schöndorf'schen Hauses, mitten in den Strudel der großen Welt versetzt wurde, da wurde mir sehr sonderbar und sehr übel zu Muthe. Ich erkannte bestimmt, und mit einem Gefühle, das mein Herz in seiner innersten Tiefe verwundete, was mancher Dichter von dem Gegensatze des Ideals und der Wirklichkeit singt. Ich war aus einer phantastisch-schönen idyllischen Welt auf einmal in die wirkliche versetzt worden, die mich von allen Seiten beunruhigend, lärmend, schmerzend umgab, und jedem meiner Gefühle geradezu widersprach. O meine Therese! Wie gern wäre ich entflohen! Wie oft entwarf meine aufgeregte Phantasie in den qualvollen Stunden meiner schlaflosen Nächte die abenteuerlichsten Plane, wie ich mich aus dem Hause schleichen, heimlich einen Wagen bestellen, und zu Dir fliehen wollte! Wenn dann ein mitleidiger Schlummer meine Lebensgeister beschwichtiget

hatte, und am andern Morgen der helle Tagesstrahl der Vernunft die phantastischen Geburten der Nacht beleuchtete, dann fand ich freilich, daß ich thöricht entworfen hatte, und noch thörichter ausgeführt haben würde. Aber Du kannst aus diesem Geständnisse schließen, in welcher Stimmung meine Seele sich damals befand.

Nach und nach hört nun freilich diese Spannung auf; und hätte nicht in diesen letzten Tagen die Angst um Dich meine Phantasie so unangenehm beschäftigt, so könnte ich sagen, ich fange an, mich leidlich in meine neuen Verhältnisse zu fügen. Es sind nun zwei Monate, daß ich in diesem Hause lebe. Wie wohlthätig hat sich die Natur an uns armen Sterblichen bewiesen, da sie uns die Gewohnheit, mit solchen stillwirkenden, aber allmächtigen Zauberkräften versehen, zur Begleiterin gab! Wie manches, das mir im Anfange, als ich hierher kam, unleidlich schien, ist mir jetzt durch Gewohnheit gleichgültig. Wie manches, das mir unverzeihlich vorkam, lernte ich zuerst entschuldigen, und bei vielen Gelegenheiten mußte ich es sogar billigen, weil es viel tausend Dinge gibt, die freilich, wenn man sie für sich allein betrachtet, Tadel verdienen, aber gerade an ihrem Orte, zu dieser Zeit nicht allein nicht tadelnswürdig, sondern sogar zu empfehlen sind! Du weißt zum Beispiele, wie wir Beide von jeher über das Kartenspiel dachten. Je nun, meine liebe Therese, seit ich diese aus so heterogenen Gliedern gemischten Gesellschaften, diesen Hang zur Verleumdung, dies Auflauern auf Worte, Blicke, Aeußerungen, Anzüge rc. kennen gelernet habe, segne ich die Erfindung des Kartenspiels, diese bunten Blätter, die auf einmal den steifen Kreis der Damen trennen, die fluthende Menge in

viele kleine Häufchen theilen, und, indem sie den Eigennutz, und durch ihn Hoffnung und Furcht in ein lebendiges Spiel setzen, die herumschwärmenden boshaften Blicke und Gedanken auf einen Punkt fest halten. Du wirst mir freilich einwenden, das Mittel sey nicht viel besser als das Uebel; aber der Eigennutz, der bei'm Spiele in Bewegung gesetzt wird, ist, obgleich eine niedrige Leidenschaft, doch verzeihlicher, als die Schmähsucht, und stiftet bei Weitem nicht so viel Böses.

Doch mußt Du nicht glauben, jene elenden Behelfe mit den Karten seyen das einzige Mittel, die Gesellschaft zu zerstreuen und zu unterhalten. Nein, man hat in manchen Häusern, und besonders bei uns, auch bessere, gesellschaftliche Spiele, Tanz, Musik. Juliane, die älteste Tochter, singt und spielt das Fortepiano in einem hohen Grade von Vortrefflichkeit; der ältere Sohn des Hauses, der zwar schon verheirathet ist, aber selten einen Gesellschaftstag bei seinen Eltern versäumt, ist Meister auf der Violine; seine Frau, ein artiges Geschöpf, singt leidlich; der zweite Sohn, Heinrich, hat eine angenehme Stimme; dann sind noch mehrere aus den fleißigen Besuchern des Hauses musikalisch, z. B. ein gewisser Baron Wallner, der einen reinen Tenor singt, und viel Musik versteht, auch überhaupt ein artiger Mann ist. So bringen wir denn leicht ein kleines Concert zusammen, und unterhalten uns recht angenehm; und da diese kleinen Uebungen meinen Fleiß in der Musik anspornen, und meinen Geschmack bilden helfen, so gewähren sie mir zugleich beides, Vergnügen und Nutzen. In solchen Stunden, wo blos der reine geistige Genuß vortrefflicher und gut ausgeführter Musikstücke meine Seelenkräfte ange-

nehm beschäftigt, vergesse ich aller lästigen Verhältnisse und trüben Stellen in meinem Schicksale, und schmecke auf Augenblicke jenen innern Frieden, jene harmonische Thätigkeit aller meiner Kräfte, die von jeher das Ziel meiner Bestrebungen, der höchste Grad irdischer Seligkeit für mich waren, und die ich leider in meiner jetzigen Lage so selten fühle.

Ueberhaupt unterscheidet sich mein jetziger Zustand von meinem vorigen hauptsächlich dadurch, daß ich damals am glücklichsten war, wenn ich, ganz in mich selbst zurückgezogen, von allen zerstreuenden Gegenständen entfernt, langsam und in vollen Zügen die Seligkeit meines stillen Glückes im Arme der Liebe oder Freundschaft genoß, und mich an dem behaglichen Zustande meines Gemüthes gleichsam beschauend mit innigstem Dankgefühle gegen den Schöpfer weiden konnte. Jede Zerstreuung, jeder äußere Vorfall, der mir einen Blick oder ein kleines Hinhorchen abnöthigte, störte meine Seligkeit und minderte sie. Jetzt, unzufrieden mit meiner Lage, getrennt von Allem, was mir theuer war, fliehe ich mit ängstlicher Sorgfalt jeden Rückblick auf meinen Gemüthszustand; ich gehe am liebsten aus mir selbst heraus, hasche begierig nach jeder Zerstreuung, die mich mir selbst entfremden und mir auf Augenblicke einen täuschenden Schein von Zufriedenheit und Genuß gewähren kann, und ich bemerke, daß die meisten Menschen um mich her es eben so machen. Glücklich oder unglücklich, zufrieden oder mißvergnügt, trachtet Alles nur sich selbst zu entfliehen, und strebt mit rastloser Geschäftigkeit und mit oft nicht geringem Zeit- und Geldaufwande, um Zerstreuungen zu ersinnen oder zu genießen, die so recht alle Geistesthätigkeit erschöpfend

beschäftigen, und die ganze Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände heften können. Daher je lärmender, desto lieber; und wenn nun vollends auch die natürliche Ordnung des Tages oder der gewohnten Beschäftigung auffallend gestört, und Alles so zu sagen auf den Kopf gestellt wird, ist es ihnen am allerliebsten. Sind erst die Zimmer so voll gedrängt mit Menschen, daß man sich kaum bewegen, und vor Unruhe mit Niemand ein zusammenhängendes Gespräch führen kann, wogt und fluthet die Menge sumsend, wie ein Bienenschwarm, hin und her, ertönt neben den Spieltischen eine rauschende Musik, reizen leckerhafte Erfrischungen und Näschereien ihren Gaumen, und währt das Alles noch dazu bis um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht, dann haben sie einen angenehmen Abend genossen, und fühlen sich vergnügt.

Ferdinand schreibt fleißig, und seine Briefe sind die einzige wahre Freude, die ich hier genieße. O wann wird die selige Zeit kommen, die ihn mir wiederbringt! Auch er ist äußerst unzufrieden mit dem Gange der Begebenheiten, und besonders mit dem Aufenthalt, den man für mich gewählt hat. Er hat freilich in den allermeisten Stücken Recht; aber in einigen, dünkt mich, geht er doch zu weit, und macht sich Schreckbilder, wo gar nichts zu besorgen ist. Er fürchtet für meinen innern Frieden, für das Glück meines Lebens, für unsere Liebe, ja sogar für meine Tugend. Schwärmer! dachte ich, als ich den Brief las. Doch rührte er mich tief, und ich gelobte ihm mit heißen Thränen, so übertrieben ich seine Aeußerungen fand, von Neuem warme Zärtlichkeit und unverbrüchliche Treue. Nein, Ferdinand! Die große Welt soll dein Mädchen nicht verderben, soll dir ein Herz nicht

rauben, das unter deiner Leitung, für dich, mit dir gebildet wurde. Kehre nur wieder, biete mir die Hand, mich aus dem Geräusche zu retten, öffne mir in deinem Arm eine Freistätte, wohin ich als deine Gattin fliehen kann, und du wirst sehen, wie gern, wie freudig ich die große Welt mit allen ihren schimmernden Reizen verlassen, und wie unbefangen und unverdorben ich zu dir und zu meiner theuern stillen Einsamkeit zurückkehren werde. Ich werde abgerufen — es ist Besuch da. Lebe wohl, liebe Schwester! Ich will den Brief sogleich schließen, denn es ist heute Posttag.

4. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

***, den 1. Jun. 1797.

Nein, meine theure geliebte Schwester! ich verdiene deine Vorwürfe nicht. Ich hänge nicht so sehr an den Freuden der Welt, als du zu glauben scheinest; aber ich kann nicht läugnen, daß ich manches Angenehme in dieser Lebensart finde, die nur durch den scharfen Contrast mit meiner vorigen mir im Anfange so peinlich war. Das verliert sich nach und nach. Ich habe mich an manches gewöhnt, und manches kennen gelernt, was an sich selbst gewiß für jeden gebildeten Menschen Werth haben muß; und das zu erkennen und zu würdigen, ist ja Pflicht, und kann gar nicht einmal vermieden werden, wenn man nicht vorsetzlich mit zugedrückten Augen durch die Welt gehen, und jede Berichtigung seiner Begriffe vermeiden will. Es würde Dir gewiß eben so gehen, wenn Du hier wärest. Die Leichtigkeit des Umgangs, der gute Ton, der in manchen Cirkeln herrscht, die Eleganz der Formen in Häusern, Meublen, Kleidungen, der Umgang mit so

vielen wirklich gebildeten Menschen, der mannigfaltige Umtausch der Ideen, die Abwechselung von Gesellschaften und Unterhaltungen gewähren nicht blos den Sinnen und der Phantasie eine angenehme Beschäftigung, sondern dienen, wie ich sehr wohl fühle, auch dazu, den Geist auszubilden, den Geschmack zu berichtigen, den Schönheitssinn zu wecken und zu nähren. Zwar werden diese höheren Forderungen nicht in allen, ja eigentlich zu reden, nur in den allerwenigsten Cirkeln erfüllt; aber wo sie es werden, da schwelgt auch Verstand und Geschmack in Genüssen, von welchen ich vorher in meinem stillen einfachen Leben keine Vorstellung hatte. So habe ich neulich die Bekanntschaft einer gewissen Frau von Valsin gemacht, die mit den Schöndorf'schen sehr genau bekannt ist, und jetzt nur auf einige Zeit bei ihrer Mutter abwesend war. Welch' eine Frau, Therese! Stelle Dir eine äußerst anziehende Gestalt vor, nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber noch voll Lebhaftigkeit und raschen Gefühls. Eine unnachahmliche Anmuth begleitet jede ihrer Bewegungen, und die Wahl ihres Anzuges könnte immer zur Regel für uns andere gelten, wenn es nur die andern auch so verständen, wie sie, jedes Bändchen, jede Blume so zu stecken, daß man gestehen muß, es könnte nicht anders seyn, wenn es schön seyn sollte. So reizend das Aeußere dieser Frau ist, so anziehend und zauberisch ist auch ihr Umgang. Sie spricht die meisten Sprachen so fertig, wie ihre Muttersprache, und diese selbst mit dem reinsten hochdeutschen Accent — eine wahre Seltenheit in unsern Cirkeln; — sie zeichnet und malt als Künstlerin, sie kennt die neueste Literatur vollkommen, und daß ihr auch die ältere nicht unbekannt ist, hätte mir schon ihr

richtiger Geschmack gezeigt, wenn ihr auch nicht hier und da kleine Bemerkungen und Ausdrücke entschlüpft wären, die es verriethen, obwohl sie diese Kenntniß, so wie überhaupt alle andern in den gewöhnlichen Cirkeln sorgfältig verbirgt. Mit desto liebenswürdigerer Offenheit enthüllt sie die Schätze ihres Verstandes in dem kleineren Cirkel ihrer vertrautern Freunde; und in diesen Gesellschaften bei der Valsin war es, wo mein Geist zuerst jene Freuden kennen lernte, von denen ich im Anfange meines Briefes sprach. Diese interessante Frau zeichnete mich sogleich bei'm Anfange unserer Bekanntschaft auf eine Art aus, die mir sehr schmeichelhaft und um so erwünschter war, weil unsere Juliane, die auch zu der Gesellschaft der Valsin gehört, und wegen ihres gebildeten Geistes diesen Platz wohl verdient, mich im Gefühle ihrer Ueberlegenheit an Welt- und Menschenkenntniß immer so, ich möchte sagen, schnöde behandelt hat. Du wirst das vielleicht Eitelkeit nennen, liebe Therese! Vielleicht ist es auch das; aber ich konnte nicht umhin, mir in jener Auszeichnung und überhaupt im Valsin'schen Hause sehr zu gefallen. Auch versammeln sich dort nicht blos artige und witzige, sondern auch manche gelehrte Männer, deren unterrichtender Umgang mir unendlich schätzbar ist. Unter den erstern zeichnet sich vor Allen jener Baron Wallner aus, von welchem ich Dir, wie ich glaube, schon einmal geschrieben habe. Alle Wochen ein Mal ist so ein Abend bei der Valsin, durch ein kleines Souper geendigt, wozu die wenigen Personen, die sie ihrer besondern Achtung würdigt, gebeten sind. Es herrscht bei Weitem nicht die Pracht und Verschwendung, welche bei Schöndorf, und in manchen andern Häusern recht bis zum

Uebermuth getrieben wird; aber Alles ist niedlich, geschmackvoll, und wo der Geist so angenehm beschäftigt wird, verzichtet man gern auf die Befriedigung der Sinne. Ueberhaupt ist dies Haus, trotz des bekannten Reichthums des Herrn von Valsin, im Vergleich mit dem Schöndorf'schen und anderen sehr eingeschränkt; auch scheint mir aus Allem, daß die gute Frau in ihren häuslichen Verhältnissen nicht glücklich ist. Ihr Mann ist wenigstens um dreißig Jahr älter als sie, und nicht im Stande, an den feinen Vergnügungen Geschmack zu finden, die das Glück seiner Gattin ausmachen, und ihr ihre Lage und Abhängigkeit von einem mürrischen, alten, und, wie man sagt, geitzigen und rohen Manne ertragen zu helfen scheinen. Wie dem immer sey, sie beträgt sich vor der Welt ganz gut gegen ihn, und weiß ihr Schicksal, wie ihren Putz und ihren Körper, mit unbeschreiblicher Anmuth zu tragen. O wenn Ferdinand diese Frau wird kennen lernen, dann wird er mich nicht mehr so streng über mein Vergnügen an der großen Welt tadeln, und ihre Liebenswürdigkeit wird ihn mit manchem aussöhnen, was ihm jetzt unverzeihlich dünkt. Es ist doch sonderbar, wie verschieden der Umgang mit der Welt und den Menschen auf uns Beide gewirkt hat! Ferdinand scheint, je länger er reiset, je mehr Menschen er kennen lernt, desto schlechter von ihnen zu denken, desto scheuer und verschlossener zu werden; ich hingegen, die die Bühne der großen Welt wohl mit nicht geringeren Vorurtheilen dagegen betrat, fühle diese immer mehr und mehr verschwinden, und finde tausend Reize und Annehmlichkeiten, von welchen ich vorher keinen Begriff hatte. Ist das nicht sonderbar? Und dennoch ist es so. Ich sehe das aus jedem seiner Briefe,

in welchen sich jene Ansichten, und eine Art von Sorge, ja von Angst, ich möchte zu viel Gefallen an diesen gefährlichen Freuden finden, deutlich aussprechen. Wir haben schriftlich schon manche Erklärung, ja manchen Zank, wenn ich so sagen darf, darüber gehabt. Das ist nicht gut; es ist überhaupt nicht recht, daß zwei Menschen, welche Schicksal, Erziehung und Liebe so ganz mit und für einander geschaffen und gebildet hatten, von derselben Sache so ganz verschieden gerührt werden. Ach! Was gäbe ich darum, wenn Ferdinand mit meinen Augen sähe, oder wenn ich nie die Dinge kennen gelernt hätte, die ihm so abscheulich vorkommen!

Doch warum quäle ich mich mit finsteren Vorstellungen! Unsere Liebe wird alle Unebenheiten ausgleichen, sie wird uns Beiden Nachsicht und Schonung gegen verschiedene Meinungen einflößen, ja, sie wird selbst diese Verschiedenheit aufheben, und in zwei Wesen, die von ihrer Kindheit an bis auf diesen Zeitpunkt keinen Gedanken, kein Gefühl kannten, das nicht vollstimmig und im reinsten Einklange aus dem Herzen des andern wiedertönte, diese beseligende Harmonie wieder herstellen. Nicht wahr, Therese, ich habe nichts zu fürchten? Blum wird mich ertragen, und ich werde mich kindlich in seinen, mir von jeher theuern Willen fügen; es wird Alles gut gehen.

5. Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

***, den 20. Jun. 1797.

Ich weiß zwar nicht, ob dieser Brief ein besseres Schicksal haben wird, als so manche seiner Vorgänger, ob er mitten durch zwei streitende Heere seinen Weg in ein von unsern Feinden besetztes Land finden wird, und ich

bin auch durch diese Rücksichten in manchem Punkte sehr beschränkt; denn wer weiß, in welche Hände er fallen, und wie man meine Ansichten der Dinge, die ich nun einmal unmöglich in die gewöhnlichen Formen schmiegen kann, deuten und auslegen möchte. Indessen es ist mir Bedürfniß, Ihnen, meine mütterliche Freundin, zu schreiben, Ihnen, welche von je her, so lange Sie in unserm Hause lebten, und auch jetzt, seit die große welterschütternde Katastrophe Sie von meiner Seite gerissen hat, die einzige waren, und sind, mit der ich, ohne Gefahr mißverstanden zu werden, und ohne mich über Armseligkeiten ärgern zu müssen, aufrichtig sprechen kann. Warum hat das Schicksal mich in diesen Kreis von armseligen, verächtlichen, oder, wenn's hoch kommt, mittelmäßigen Menschen gebannet? Warum konnte ich nicht das Licht in Ihrem Vaterlande oder auf den Alpen der Schweiz erblicken? Dann hätte ich den großen Kampf streitender Kräfte, der das Wohl der Menschheit auf Jahrhunderte entscheiden muß, vor meinen Augen vorgehen gesehen, ich hätte vielleicht daran Theil genommen, meine Rolle, gleich den gepriesenen Göttinnen der Seine, einer Tallien, Louvet, Staël, mitgespielt, oder ich wäre in dem Sturme zu Grunde gegangen, wie Charlotte Corday, und so viele tausend Opfer der Fusilladen und der Guillotine, und dies zweck- und fruchtlose Daseyn wäre entweder ruhmvoll oder wenigstens nicht alltäglich geendet worden.

Aber so — und hier! hier, wo das armselige Volk um mich her, unbekümmert um die großen Vorgänge, sein kleinliches Wesen in Unterhaltungen und zwecklosen oder unbedeutenden Geschäften treibt, nie weiter denkt,

als wie es sich den nächsten Tag unterhalten, oder in welchem Anzuge oder Equipage es sich nächstens auf der Promenade zeigen wird! Wahrlich das Leben ist herzlich schaal! Ich stürze mich geflissentlich recht mitten in den Strom der großen, und, wie man sie nennt, gebildeten Welt, um vielleicht doch ein Mal in dem Wirrwarr einigen Ersatz für die arme Wirklichkeit zu finden, die mich umgibt. Vergebens. Langeweile und Ekel verfolgen mich überall, und meine Tage haspeln sich einer wie der andere, höchstens der durch eine Spazierfahrt, jener durch eine Stadtneuigkeit bezeichnet, einförmig und ermüdend ab. Wie lange soll das fortwähren? Sehen Sie, liebe Hortense, wenn ich nur verliebt werden könnte! Wenn es nur möglich wäre, daß eines von den schwächlichen flatternden Geschöpfen, die wie Mücken um das Licht, nicht meiner Vorzüge, sondern meines Reichthums schwärmen, — glauben Sie nicht, Hortense, daß ich das vollkommen zu unterscheiden weiß? — mir Achtung einflößen könnte, wahre Achtung, Ehrfurcht, ohne welche meinem Herzen Liebe undenkbar ist! Aber das kann gar nicht seyn, und ich brauche mich bei Ihnen in keine nähere Erklärung des Warum und Wenn einzulassen. Sie kannten die jungen und die ältern Männer in dem Kreise, der uns vor sechs Jahren umgab. Diese sind freilich größten Theils verschwunden; aber die jetzt an ihre Stelle getreten sind, sind um kein Haar besser, ja beinahe noch schlechter. Auch unter meinem Geschlechte finde ich keinen Ersatz. Die Valsin war und bleibt noch stets die Perle unter Allen. Sie wissen, welches Urtheil wir einst von ihr gefällt haben. Sie hat tausend Vorzüge, aber auch tausend Eigenheiten, in denen ich mit ihr nicht harmoniren, und über

die ich mich eben so wenig in einem näheren Verhältnisse hinaussetzen könnte. So kann ich ihr z. B. ihre noch immer fortwährende Parteilichkeit für den einmal geliebten Wallner — jetzt noch nach zwölf Jahren — und ihr neues Verhältniß mit dem Grafen Van der Werth nicht recht verzeihen. Nicht daß sie liebt, das ist's nicht, was ich an ihr tadle; denn daß sie ihren Mann nicht lieben kann, ist ihr wohl zu verzeihen, und daß sie sich zu entschädigen sucht, auch; obwohl ich glaube, ich hätte an ihrer Stelle nicht so gehandelt, ich hätte mit meinem Schicksale gerungen, und eine Art von stolzer Beruhigung darin gefunden, seinen Schlägen nicht so feige auf einem Nebenwege auszuweichen. Das ist's also nicht, wie gesagt, was ich an ihr tadle; aber daß sie diesen Grafen lieben kann, dies zierliche, parfümirte Geschöpf, dessen ganze Kenntnisse in Logogryphen und Charaden bestehen, und seine Talente in Verfertigung witziger Boutsrimés und Calembourgs, das ist mir unbegreiflich von einem Weibe, die selbst ächten Witz und reiche Talente besitzt. Ich fürchte, liebe Hortense, der Graf zahlt reichlich, und das ist sein Hauptverdienst. Ich fürchte, sage ich; denn es dünkt mich unaussprechlich niedrig, einen sonst unbedeutenden Menschen nicht blos zu dulden, sondern ihm Liebe zu heucheln — mehr kann es nicht seyn — weil er uns reiche Geschenke macht. Dem sey, wie ihm wolle, Sie sehen, und ich fühle, mit der Valsin ist es nichts. Indessen sind wir einander gut, und die fürchterliche lange Weile verläßt mich noch am längsten, wenn ich mit ihr oder in ihrem Hause bin, wo sich wirklich ein gewählter Cirkel von Menschen einfindet, und wo doch von etwas

Besserem, als von Neuigkeiten, Moden und Spiel gesprochen wird.

Ich habe noch eine andere Bekanntschaft gemacht, die auf einer Seite nicht ohne Interesse, auf der andern aber so ganz das Widerspiel meines Wesens ist, daß bei aller Gerechtigkeit, die ich ihr widerfahren lassen muß, doch zwischen uns Beiden eine Art von ewigem Kriege bestehen wird, wie unter Grenznachbarn, und vielleicht aus derselben Ursache. Wir stehen uns zu nahe.

Mein Oheim hat sich wieder ein reiches Mündel verschafft — Sie kennen seine Künste — und dies Mündel ist bei uns in die Kost gegeben worden; eine gewisse Leonore von Brandner, hübsch, reich, voll Kenntnisse, voll Talente, sanft, gefällig, gutmüthig. Nun das wäre ja etwas für Sie! höre ich Sie sagen. Nein, liebe Hortense, das ist doch nichts für mich. Das ist so ein weiches, schmelzendes Geschöpf, so ohne Charakter, ohne Menschenkenntniß, ohne alle auch nur gewöhnliche Klugheit, eine solche Taubeneinfalt, daß es mir unmöglich ist, auch nur in den geringsten Dingen mit ihr übereinzustimmen. Und doch hat das Dämchen verzweifelt viel Stolz, ja auch eine Portion Eitelkeit; und es soll mich wundern, wenn diese Eitelkeit nicht zur Schlinge wird, in der ihr Herz und ihr Glück sich auf ewig erbärmlich fangen. Baron Wallner stellt ihr nach, er hat sie durchschaut, wie denn das nicht schwer ist; sein Plan ist gut angelegt, und ich wette, sie geht in die Falle. Zwar hat sie schon eine Art von Verbindung mit einem jungen, reichen, und wie man sagt, sehr hübschen Banquier, der jetzt auf Reisen ist, und mein Oheim hatte noch ein anderes Plänchen mit ihr und meinem Bruder Heinrich entworfen. Daraus wird

aber nichts, denn Heinrich hat ein Verhältniß mit einem Weibe; indessen das weiß man nicht, und sucht in dieser glücklichen Unwissenheit das Mädchen von ihrer ältern Verbindung auf tausenderlei Art loszumachen. Man führt sie zu allen Unterhaltungen, man schmeichelt ihr, man macht ihr das Köpfchen drehend, und man jagt sie gerades Weges in Wallners aufgespanntes Netz, der vorsichtig und schlau im Mittelpunkte seines Gewebes gleich einer Spinne lauert, und jeden Schritt, den die andern für sich thun, und jede Blöße, welche seine unerfahrne Göttin häufig genug gibt, zu seinem Vortheile zu benutzen weiß. Er hat sich jetzt zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen, und es ist zum Lachen für jemand, der sein Spiel so ganz durchsieht, und ihn so genau kennt, wie ich, zu sehen, mit welcher Zartheit des Gefühls, mit welcher strengen Moralität und welcher unaussprechlichen Sanftmuth, die durch einen gewissen männlichen Ernst noch mehr Werth erhält, dieser zweite Lovelace seine Rolle zu spielen weiß. Ich begreife nur nicht, wo er die Maske hergenommen hat; denn in seinem Innern hätte ich gemeint, läge auch nicht ein Zug von dem, was er äußerlich scheint. Er macht aber seine Sachen vortrefflich, und könnte wohl eine Klügere täuschen, als diese Leonore ist. Sie schmiegt sich mit Kindersinn an seinen Geist, und es ist zum Erstaunen, welchen Fortgang sie in der kurzen Zeit in Rücksicht ihres äußern Betragens gemacht hat. Doch bleibt es für's erste bei den allgemeinen Unterredungen über die Welt, die Menschen und das nöthige Verhalten gegen sie, und er ist fein genug, das Wort Liebe nicht zu nennen, ja sie überhaupt keine solche Absicht auch nur ahnen zu lassen, um sie nicht zu verschüchtern, wel-

ches bei ihren schwärmerischen Begriffen von Treue und ihrer Anhänglichkeit an ihren ersten Geliebten gewiß geschehen würde. Aber er macht täglich Riesenschritte in ihrer Achtung und Zuneigung, um so mehr, da er das einzige gebildete Wesen von dem andern sowohl als unserm Geschlechte ist, das sich ihr mit freundlicher Theilnahme nähert, und ihr zugleich Achtung einflößt.

Daß die Valsin die letztere Wirkung nicht auf sie gemacht hat, ist mir aus einigen entfallenen Reden Leonorens deutlich geworden, und es ist wohl sehr begreiflich. Ein Mädchen von ihrer überspannten Denkart kann das Verhältniß, in welchem die Valsin zu Van der Werth steht, unmöglich ohne Widerwillen und Tadel betrachten. Indessen fühlt sie sich doch von dem unwiderstehlichen Zauber dieses reizenden Wesens angezogen, und der nähere Umgang mit ihr und Wallners Unterricht werden sie bald jene zu gewissenhaften Bedenklichkeiten als unnütz und kleinstädtisch verwerfen lehren.

Ich stehe denn so dabei, mache meine Bemerkungen, und das ist noch das Einzige, was mir auf einige Zeit wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ach, Hortense! Warum kann ich nicht zu Ihnen fliegen? Warum fesseln mich bei allem Schein von Freiheit doch tausend lastende Verhältnisse? Ich möchte mit Klärchen im Egmont ausrufen: Ich bin frei, und in dieser Freiheit liegt die Angst der Ohnmacht!

Und warum soll ich denn hier bleiben? Wäre es gar so ein abenteuerlicher oder unausführbarer Entschluß, wenn ich zu Ihnen käme? Wahrlich, je mehr ich dem Dinge nachdenke, je reiflicher ich alle Schwierigkeiten, die tausenderlei Hindernisse, das maulaufsperrende Erstaunen

meiner Bekannten, ihr albernes Geschwätz darüber, das Urtheil der Menge u. s. w. erwäge, desto reizender erscheint mir mein Plan. Je nun, wer weiß, was noch geschieht. Leben Sie wohl, theure, mütterliche Freundin, und schreiben Sie mir nur sehr bald.

6. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

***, den 30. Jun. 1797.

Er ist hier! Ferdinand ist hier! Therese! Theile mein Glück und meinen Schmerz! O er ist der edelste beste Mann auf der Erde, und ich das glücklichste Geschöpf durch seine Liebe! Und doch möchte ich lieber weinen als lachen. Aber Du wirst mich nicht verstehen, ja Dich vielleicht an mir ärgern. Nun so höre denn den ganzen Hergang so ordentlich und vernünftig, als mein hochklopfendes Herz, das sich bald in Freuden- und bald in Wehmuths-Thränen ausgießen möchte, ihn zu erzählen vermag! Vorgestern kam er an. Ich wußte den Tag seiner Ankunft nicht genau vorher, und hatte ihn nicht so bald erwartet. Still saß ich an meinem Arbeitstische und beschäftigte mich eben, die Brieftasche fertig zu machen, womit ich ihn bei seiner Ankunft beschenken wollte. Da öffnete sich rasch die Thür, ich blicke hin, und — Ferdinand fliegt mir entgegen. Was ich zuerst sagte oder that, weiß ich nicht; nur als ich mich besinnen konnte, lag ich an seiner Brust, und meine Thränen floßen reichlich. Wir vermochten Beide lange nicht zu reden, und auch sein männliches Auge floß über. Endlich als der erste Freudentaumel vorbei war, fingen wir an, über unsere Schicksale, unsere Hoffnungen zu sprechen; und ach Therese! — was mußte ich hören! Sie werden wieder nicht erfüllt, diese freundli-

chen, lachenden Hoffnungen, wenigstens jetzt nicht, und die Ursache dieser Verzögerung ist so beschaffen, daß, obgleich sie mich innig schmerzt, ich mich doch darüber freuen, ja stolz darauf seyn muß. Liebe Schwester! Was sind unsere Vorhaben, unsere Gewißheiten? Spinnengewebe, die des Westes leisester Hauch zerreißt? Wie sicher hoffte ich nicht, sobald Ferdinand angekommen seyn würde, endlich das Band geknüpft zu sehen, wozu wir Beide von unserer Jugend an bestimmt, erzogen und gebildet wurden, das tausend neidische Umstände früher zu knüpfen hinderten, das stets das Glück meines Lebens gemacht hätte, aber jetzt mir mehr als je unverschiebbar nothwendig schien! Und doch müssen wir wieder warten, und mehrere Monate werden vergehen, ehe ich Ferdinands Gemahlin heißen kann. Diesmal ist er selbst Schuld daran. Sein Bruder hat durch eine unglückliche Speculation, noch mehr aber durch den Fall von mehreren Correspondenten so beträchtliche Summen verloren, daß er auf dem Punkte stand, selbst Bankerott zu machen. Er schrieb Ferdinanden seine traurige Lage, und der edelmüthige Bruder flog zu ihm, gab ihm Alles, was er entbehren konnte, und verwandte seinen Credit, ihm noch mehr zu verschaffen, bis er ihn endlich ganz und so schnell als möglich gerettet hatte. Der glückliche Bruder, ein liebenswürdiges Weib, und fünf Kinder danken Ferdinanden nun ihr ganzes zeitliches Glück. Aber diese starken Aufopferungen machen ihm für einige Zeit Einschränkung zur Pflicht, und er darf vor mehreren Monaten nicht an die Erweiterung seines Haushaltes und alle die unausweichlichen Ausgaben denken, welche die erste Einrichtung einer auch noch so mäßigen Wirthschaft nothwendig macht.

Siehe, so muß ich nun wieder warten, und wenn ich gleich Ferdinands Gesinnungen, welche Schuld an dieser Verzögerung sind, ehren muß, so darf ich doch Dir gestehen, daß ich in meinen jetzigen Verhältnissen mehr als je vor diesem Aufschub zittere. Ich weiß, daß Blum meinen Aufenthalt in diesem Hause mißbilliget, und ich weiß auch, daß es unmöglich ist, meinen Vormund zu bewegen, mich wo anders hinzugeben. Wo sollte ich auch mit mehrerem Anstande seyn können, als bei seiner Schwester? Denn zu Dir zu gehen, daran darf ich nicht denken, weil Wichmann findet, es wäre wider seine Pflicht, wenn er mich der Gelegenheit beraubte, die jedem Weibe nöthige Welt- und Menschenkenntniß zu erlangen, und sich immer ärgert, wenn ich diese Saite berühre. Setze noch hinzu, daß Blum auch bereits anfängt, meinen Geschmack an dem Leben, das ich hier führe, zu tadeln, daß er jederzeit zum Mißtrauen und zu einer düsteren Ansicht der Dinge geneigt war: so wirst Du mich keiner übertriebenen Furcht beschuldigen können, wenn ich Dir gestehe, daß ich bange vor der Zukunft bin, und tausend unangenehmen Scenen zwischen Blum, mir, dem Vormunde, und vielleicht dem ganzen Hause entgegen sehe. Wie wird das noch enden? Welche Stürme stehen mir vielleicht noch bevor? Schilt mich nicht, Therese; aber ich kann mich einer gewissen trüben Ahnung nicht erwehren. Auch Ferdinand ist nicht so heiter, wie ehemals, und das so lang ersehnte, so heiß gewünschte Wiedersehen hat uns das Glück nicht gebracht, das wir Beide davon erwarteten. Ist es vielleicht das allgemeine Loos der Menschheit, daß uns die Erwartung mit schöneren Versprechungen schmeichelt, als die Wirklichkeit hält, und liegt dies in der Unart des menschlichen

Herzens, das, allzu selbstsüchtig, mit keiner Freude, wie die Wirklichkeit sie bieten kann, zufrieden ist? Oder, Liebe, ist es ein Zeichen, daß in unseren Seelen ein Ideal von Seligkeit liegt, dem kein irdisches Vergnügen entsprechen kann, weil nichts Irdisches hoch und rein genug ist, um jene himmlischen Bilder in ihrer ganzen Schönheit zu verwirklichen? Und sollte das nicht ein Beweis von unserer mehr als irdischen Abkunft und Bestimmung seyn? Damit habe ich mich schon oft zu trösten versucht, wenn mein begehrliches Herz so gar keine Befriedigung in den Gegenständen fand, die mich umgaben; ein Fall, der mir, seit ich aus dem Schooße der Meinigen gerissen wurde, viel öfter als vorher begegnet ist.

Mein Leben geht übrigens seinen gewohnten Gang fort, und mich unterhält die bunte Welt, die vor meinen Blikken in immer wechselnden Farben, Gestalten und Beziehungen herumgaukelt; ja es gibt, wie ich Dir schon gesagt habe, Unterhaltungen und Personen, welche zwar nicht meinem Herzen, aber meinem Kopfe vollen, angenehmen Genuß gewähren. Auch hierin fürchte ich Widersprüche von Ferdinands Seite. Er beurtheilt das Alles so ganz anders, und ist unzufrieden mit Allem; das sehe ich ihm an, wenn er gleich aus Schonung und Liebe nicht gleich in den ersten Tagen seinen ganzen Unmuth zeigt. Er spricht wenig, aber er macht sehr oft jene Miene, die wir an ihm kennen, und mit der er deutlicher, als mit einer ganzen Predigt, sein Mißvergnügen zu erkennen gibt. Wenn ich nur so viel von ihm erhalten könnte, daß er mich gelassen und ohne Vorurtheil anhörte! Dann hoffte ich, es würde sich Manches geben, er würde von seinen überstrengen Forderungen nachlassen, ich würde ihm hier

und da ein kleines Opfer bringen, und es würde Alles gut gehen. Warum soll ich das nicht hoffen? Wir lieben uns ja, und die Liebe hat oft größere Wunder bewirkt, als den Umtausch einiger zufällig angenommenen Vorstellungen. Nun so will ich mich denn nicht niederschlagen lassen von meinen trüben Ahnungen, ich will hoffen, und heiter seyn. Mit heiterem Sinne greift man jedes Werk leichter an, und das Glück ist dem Frohen günstig. Lebe wohl!

7. Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

H***, den 10. Jul. 1797.

Wenn ich nur wüßte, warum der Himmel mich gerade in dem Schooße dieser Familie geboren werden ließ, und wie es kommen konnte, daß mitten unter fünf, einander mehr oder weniger ähnlichen, Wesen ein sechstes ganz heterogenes entstehen mußte, das sich und den übrigen fünfen zur Qual, und wieder von jedem auf seine eigene Art gequält, mitten unter ihnen leben und bleiben muß, und doch sich bei jedem täglichen Vorfall fragen möchte, wie kommst du hierher? Da sind sie nun in den Garten gegangen, — meine Eltern, meine ich — auf's Land, wie sie es zu nennen pflegen. Das ist mir ein Landleben! Es ist halb zum Aergern und halb zum Lachen, wenn man diesen armseligen Zwitter von Stadt und Dorf einen ländlichen Aufenthalt nennt. Das einzige, was wir gewinnen, ist, daß es noch ein Bischen langweiliger zugeht, als in der Stadt, weil bei der kleinern Anzahl von Nachbarschaften der Kreis der Besuchenden immer derselbe ist, und dieselben Gestalten mit unbedeutenden Veränderungen alle Tage auf der Promenade und Abends beim Spiel in tödtender Einförmigkeit langweilig vor mir vorübergehen.

Da sitzt sich Eines dem Andern so nahe auf dem Halse, und hat nichts Angelegeneres zu thun, als zu forschen, wie viel der neue Hut gekostet hat, den die Nachbarin links gestern aufhatte, warum die Nachbarin rechts heute mit ihrem Manne, und nicht mit ihrem Liebhaber, in die Stadt gefahren ist, was das kleine Wickelkind der dritten macht, das sie inoculirt haben, und warum die vierte gestern nicht bei dem Spiele erschienen ist u. s. w., was denn der wichtigen und interessanten Begebenheiten mehr sind. O, es ist zum Verzweifeln!

Unter andern, Leonorens Liebhaber ist angekommen, eine schöne männliche Figur, Festigkeit und düsterer Ernst in der Miene, durch einen einnehmenden Zug von Sanftheit und weicher Güte um den Mund gemildert. Die erste Handlung, mit der er sich bei uns ankündigte, war ein Beweis von Stärke der Seele, der mich sehr zu seinem Vortheile eingenommen hat. Er stand im Begriff, Leonoren, die er innig zu lieben scheint, seine Hand, nach einer langen Trennung, zu reichen; aber sein Bruder brauchte eine ansehnliche Unterstützung an Geld, um seiner fast gesunkenen Handlung aufzuhelfen. Blum bedenkt sich keinen Augenblick, zwischen seinem und seines Bruders Glücke zu wählen, gibt ihm Alles, was er ohne den größten eigenen Nachtheil nur immer entbehren kann, und setzt sich dadurch außer Stand, Leonoren vor mehreren Monaten sein nennen zu können. Dazu gehört doch wohl ein Bischen mehr Energie des Geistes, als unsere jungen Herren gewöhnlich haben, und das ist es, was mir den jungen Mann interessant gemacht hat. Mich unterhält es, diese Erscheinung näher zu beobachten, und zu sehen, wie ein Mensch, der eines solchen Entschlusses fähig war,

sich in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens benehmen wird. So viel ich ihn beobachten konnte, hatte sein Betragen etwas Rauhes, Finsteres, Verschlossenes, das an einem jungen Manne, der eben von Reisen kommt, selten ist. Seine Begriffe von Moral scheinen übertrieben strenge, so wie überhaupt seine Ansichten der großen Welt sehr sonderbar und excentrisch sind. Wir würden oft mit einander in Streit kommen, das fühle ich; aber ich meine, es würde mich unterhalten, und ihm nützen, wenn die schiefen Ecken seines Charakters im Umgange abgeschliffen würden. Doch dann wird er aufhören, interessant zu seyn, und es ist ärgerlich, daß selbst der nähere und längere Umgang mit der Welt in solchen sehr individuellen Charakteren diese Individualität verlöschen, und so das Seltene, Ueberraschende der Erscheinung nothwendig aufheben muß, wie die Kerze eben dadurch, daß sie leuchtet, sich selbst verzehrt.

So muß mich Alles peinigen, selbst, indem mich's unterhält, und jeder Genuß sich selbst zerstören. Warum das? Ich bin verstimmt, übel gelaunt, das fühle ich; und da es unartig ist, wenn man nicht wohl ist, in Gesellschaft zu gehen, und den Leuten vorzuklagen, so ist es auch nicht artig, eine liebe Freundin mit dem Ausbruche unserer üblen Laune zu unterhalten. Leben Sie also wohl, theure Hortense, und theilen Sie mir, wenn es möglich ist, nur einen kleinen Theil von jener Gelassenheit und Fröhlichkeit mit, die Sie so geschickt macht, nicht blos Widerwärtigkeiten, sondern, was noch ärger ist, auch Narren und Dummköpfe zu ertragen.

8. Frau von Valsin an den Grafen Van der Werth.

***, den 15. Jul. 1797.

Mein Mann ist auf ein Paar Tage in Geschäften verreiset. Warum sind Sie nicht hier, theurer Freund, daß ich diese zwei köstlichen Tage der ungestörtesten Ruhe mit Ihnen verleben kann? Oder warum konnte mein Mann den sehr vernünftigen Einfall, mich auf ein Paar Tage in Frieden zu lassen, nicht zwei Wochen früher haben? Doch das wäre vielleicht des Glückes zu viel gewesen; und da auf dieser armen, besten Welt kein Glück und keine Pein vollkommen seyn kann, so ist's eben recht in der Regel, daß, wenn mein Hausdespot mich den ganzen Tag über mit grämlichen Anmerkungen, mit Jammer über die schweren Zeiten, und mit fürchterlichen Schilderungen des Elends, das da noch kommen wird, müde gemartert hat, ich dann in Ihrem Umgange Entschädigung, Erholung und Freude finde. Hingegen, wenn ich von jener Plage erlöset bin, bedarf und verdiene ich vielleicht auch jenen Ersatz nicht. So will ich denn nicht weiter klagen, und nur die wenigen stillen Stunden, die mir meine häusliche Einsamkeit gewährt, dankbar und froh genießen. Ach, was das für ein Himmel wäre, wenn ich einmal, ein halbes Jahr durch, keine Klagen über meine Verschwendung, keinen Vorwurf über die Armuth meiner Familie, kein Vorzählen all' der Herrlichkeiten anhören dürfte, deren ich, durch die preiswürdige Verbindung mit ihm, theilhaftig geworden seyn soll! Es ist mir seit gestern Nachmittags, wo er sich abführte, so leicht, so wohl um's Herz, wie wenn man aus dem betäubenden Geklapper und Geräusche einer Mühle plötzlich heraus in's Freie kommt, und nun die liebliche Stille uns wohlthätig umfängt. Ja, lieber Adolph, wenn

nur Sie jetzt hier wären, ich wäre wie im Paradiese. Wann kommen Sie denn wieder? Wie ewig lange dünken mich die acht Tage, seit ich Sie nicht gesehen habe! Sie mangeln mir überall, Alles erinnert mich an Ihre Abwesenheit, und wohl hundertmal des Tages überrasche ich mich bei dem Gedanken: das muß ich heute Abends meinem Adolph erzählen, darum muß ich ihn fragen; und ach — dann fällt mir schmerzlich ein, daß Adolph nicht kommt, und daß ich ihm nichts erzählen kann!

Gestern verging der ganze Vormittag mit Zurüstungen zu der großen Reise, und sechs Hände, nämlich meine, der Jungfer und des Bedienten waren in Bewegung, um — einen Mantelsack zu packen. Sie lachen, nicht wahr? Ich hätte auch gelacht, wenn ich mich nicht hätte ärgern müssen. Aber wenn man so die erste Rolle in dem tragisch-komischen Schauspiele hat, ist es bei Weitem nicht so spaßig, als wenn man blos zusieht. Jedes Hemd, jedes Tuch mußte zwanzig Mal besehen, mit der größten Vorsicht gepackt, wieder herausgenommen, und mit einem andern vertauscht werden. Dies war zu gut, und konnte durch die Reibung verdorben werden, jenes war doch gar zu schlecht, ein Stück war zu klein, das andere zu groß, eines zu lang, das andere zu kurz. Der Mantelsack sollte ganz voll seyn, damit nichts geschüttelt werden könnte, und doch sollte die Wäsche so bequem liegen, daß sie durch den Druck nicht zerknittert würde u. s. w. Kurz, das Unmögliche sollte möglich gemacht werden, und als das nicht ging, entstand üble Laune. Der Herr keifte, die Leute brummten, ich schwieg und verschluckte meine Galle. So kamen endlich die sehnlich erwarteten Postpferde, und nach eben so viel überwundenen Schwierigkeiten, Gefahren und Zän=

kereien beim Aufpacken rollte zu meiner, und ich glaube, des ganzen Hauses, Freude der Wagen mit unserm Hauskreuze davon. Ach! dachte ich, und meinte in den Gesichtern meiner Leute vollkommene Uebereinstimmung zu finden: Wenn er doch so bald nicht wieder käme!

Abends ging ich zu Schöndorfs, die jetzt in ihrem Garten sind, und wo ich den neuen Ankömmling, auf den wir Alle längst begierig waren, Leonorens Liebhaber, zu treffen hoffte. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, und wurde ganz angenehm durch sein Aeußeres überrascht, das ich mir, dem Gerüchte zu Folge, bei Weitem nicht so elegant, und, die Wahrheit zu sagen, auch nicht so angenehm vorgestellt habe. Er ist wirklich ein sehr hübscher Mann, und ich glaube, es würde nur auf ihn ankommen, da er sehr reich ist, bedeutenden Eindruck, wo er sich nur immer zeigte, zu machen, wenn er nicht viel zu ernst und zu pedantisch wäre. Indessen müßte mich Alles betrügen — und meine Wahrnehmungsgabe hat mich doch selten irre geführt — wenn er nicht, trotz seiner Pedanterie, schon eine sehr bedeutende Eroberung gemacht hätte, eine Eroberung, die unter vielen ihm die meiste Ehre machen, und der armen Leonore am gefährlichsten werden könnte. Ich möchte es außer Ihnen Niemand sagen, denn bis jetzt sind es bloße Vermuthungen; aber ganz kann ich mir den Triumph über die Niederlage dieser stolzen Schönen nicht versagen, die bis jetzt auf uns arme Geschöpfe, bei denen sich unter der linken Brust manchesmal etwas zu regen pflegte, so verachtend niedersah. Hören Sie also, was ich bemerkt zu haben glaube! Juliane, die stolze, spröde, majestätische Juliane ist verliebt — und das nicht wenig — und das in einen Mann, der der erklärte Liebhaber einer

Andern ist, welche sie tief unter sich glaubt, in einen Mann, der außer den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen ihr gar keine Aufmerksamkeit zeigt. Ich weiß nicht, ob ich nicht zu weit gehe, und von meiner, so oft von Ihnen belachten, Vorhersehungsgabe wieder einmal einen zu ausgedehnten Gebrauch mache; aber mich dünkt, daß diese Verliebung, wenn ich so sagen darf, wichtige Folgen für Leonoren, Blum und Julianen haben wird. Wir wissen alle, daß die letzte nicht gewohnt ist, eine Idee, die sie einmal gefaßt hat, so leicht wieder aufzugeben; auch ist sie viel zu wagen im Stande, und endlich wird ihre Abneigung gegen Leonoren durch dieses Ereigniß wohl nicht vermindert, sondern vielleicht — ich kenne Julianen — zum entschiedenen Hasse werden. Auf der andern Seite höre ich, daß Blum mit Leonoren und ihrem Aufenthalte in dem geräuschvollen Hause nichts weniger als zufrieden ist, Leonore aber viel Geschmack an der Welt zu finden scheint. Ueberdies rückt Wallner ihr immer näher, und fängt an, die Festung nach allen Regeln zu belagern. Dies Alles zusammen genommen läßt mich eine recht unterhaltende Komödie erwarten, bei welcher ich eine zwar müßige, aber theilnehmende Zuschauerin seyn werde, und ich bin äußerst neugierig, was aus dem Zusammenstoße so vieler entgegengesetzter Neigungen und Absichten, bei Menschen von so ganz verschiedenen Charakteren, entstehen wird, wer seine Plane am festesten und zweckmäßigsten ausführen, und zuletzt Sieger bleiben wird. Kommen Sie nur bald zurück, mein Freund, daß ich mich mit Ihnen gemeinschaftlich an dem interessanten Schauspiele ergötzen kann; denn so allein genossen hätte es nicht die Hälfte des Reizes für mich.

Leben Sie wohl, lieber, theurer Adolph! eilen Sie,

Ihre Geschäfte zu schließen, und denken Sie, daß ich Sie mit liebevoller Ungeduld erwarte!

9. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

H**, den 15. Aug. 1797.

Die düstern Ahnungen, die ich mir vergeblich auszureden, und für Schwärmerei zu erklären suchte, bewähren sich leider immer mehr. Es ist nicht mehr alles so, wie es seyn sollte. Blum ist verändert. Die Bekanntschaft mit mehreren Menschen, die große Welt hat seine Ideen von dieser und den Menschen sehr tief herabgestimmt, sein zartes Gefühl peinlich gespannt, seine Reizbarkeit bis zum Uebertriebenen erhöht, und überhaupt seinen Hang zum Argwohn und zur Eifersucht unendlich vergrößert. Bei mir hat sie die blöde Schüchternheit vermindert, meine grotesken Ansichten von der Verderbtheit der Menschen haben sich der Wahrheit und Duldung mehr genähert, meine schwärmerischen Vorstellungen haben von ihrer Spannung verloren, und der leichte fröhliche Umgang, die Eleganz und Zerstreuung des Lebens, das mich umgibt, erhalten meine Seele in einer angenehmen Schwebung, welche meinem sonst zu reizbaren Gefühle sehr wohl thut. Wir haben oft Erörterungen darüber, die leider nicht immer mit der gehörigen Sanftmuth und Kälte geführt werden. Ferdinand macht mir häufige Vorwürfe, bald über meinen Anzug, bald über die Zerstreuungen, denen ich mich zu sehr überlasse, wie er meint, bald über meinen Umgang mit dieser oder jener Person, bald über meine Lebensordnung; kurz es geschieht fast nichts, an dem er nicht etwas zu tadeln hätte, das er nicht anders wünschte. Ich fühle wohl, daß er in den meisten Stücken im Grunde

Recht hat; aber er geht zu weit, und besonders — das ist gewiß keine Selbsttäuschung — fehlt er in der Weise, wie er mich tadelt. Ach, Therese! ich fürchte, unsere Seelen verstehen sich nicht mehr so rein, so ganz, so schnell, wie einst; und es wird lange brauchen, und noch mancher Kampf überstanden werden müssen, ehe jenes stille harmonische Verhältniß, in dem wir einst Beide unser Glück fanden, wieder hergestellt werden kann.

Daß es doch wieder so wäre! Daß ich uns Beide hinüber zaubern könnte über diese Zeit der Stürme und Mißverständnisse, welche plötzlich und schnell zu heben, jedem von uns nach unserer jetzigen Ansicht der Dinge unmöglich ist! Wie gern ich meine Hand und alle meine Kräfte dazu bieten wollte, weiß Gott; auch bin ich unstreitig der billigere, parteilosere Theil. Ich lasse es zu, daß Vieles anders und den Vorschriften der Vernunft mehr angemessen seyn könnte; aber erstlich kommt es nur auf unsere individuelle Stimmung an, um doch trotz aller Thorheiten, die rund umher vorgehen, vernünftig zu bleiben, wie es denn überhaupt wohl bei jedem bösen oder verführerischen Beispiele nicht sowohl auf die Macht desselben, als den Grad unserer Empfänglichkeit ankömmt; und zweitens möchte ich den Stand, das Verhältniß, die Lebensweise auf der Erde kennen, an welchen nicht die Vernunft mit Recht etwas auszusetzen fände! Es ist wahr, ich lebe mitten im Geräusche, ich habe mehr Zerstreuungen, ich verwende mehr Sorge auf meinen Putz, als in dem Hause meiner Mutter; aber folgt daraus, daß ich meine moralische und Geistesbildung vernachlässige, daß ich schaal und gedankenlos werden, daß ich mich zur Coquetterie erniedrigen würde? Mich ergötzt das bunte Ge=

wimmel, mir entgeht keine der Thorheiten, Schwächen und Armseligkeiten, die da geschehen, ich lerne die Menschen und ihr eitles Trachten nach luftigen Gütern kennen, ich unterhalte mich mit der Betrachtung der verschiedenen Charaktere und Absichten, ich gehe täglich um einige richtige Bemerkungen und Klugheitslehren reicher zu Bette, ich bilde meine Maximen und meinen Charakter. Das ist doch, wie ich denke, reiner Gewinn, der wahrlich mit einigen kleinen Aufopferungen, einigen Abänderungen in meiner einst gewohnten Lebensordnung, mit einer gefälligen Nachsicht gegen fremde Wünsche und Schwächen, und einem größeren Aufwande in Putz, den mir meine Lage unentbehrlich macht, nicht zu theuer erkauft wird. Ferdinand ist gewiß äußerst unbillig; denn er läßt mir von allem dem nichts gelten, und sieht nichts als Gefahren und Verführungen in Allem, was mich umgibt, und selbst diese überspannte Ansicht, diese auffallende Partheilichkeit bürgen mir, wenn ich es genau betrachte, für das unbefangene und also richtigere Urtheil meines Geistes.

Wenn es doch möglich wäre, geistige Eigenschaften so von Einem auf den Andern zu übertragen, wie man Geld oder Geräthschaften, die dem Einen mangeln, von Andern entlehnen kann! Wie gern möchte ich Ferdinanden etwas von Wallners Gelassenheit, von seiner oft zu weit getriebenen Toleranz, die an Indolenz grenzt, von seiner Gabe, über Alles, was er nicht ändern kann, mit gutartigem Witze zu lachen, mittheilen, und dafür in Wallners übrigens schätzbaren Charakter etwas von Ferdinands überflüssiger Energie, von seiner übertriebenen Strenge legen! Es würden, das versichere ich Dich, zwei ganz vortreffliche Menschen werden. Was ich thun konnte, sie einander

näher zu bringen, mit einander bekannt zu machen, und durch Umtausch der Ideen eine Verschmelzung der Sinnesarten zu bewirken, habe ich oft, aber immer mit schlechtem Erfolge, versucht. Sie fliehen und stoßen sich ab, wie die gleichnamigen Pole des Magnets; kein Kunstgriff und kein offenbares Zureden ist im Stande, diese entgegen gesetzten Naturen auch nur bis auf einen gewissen Punkt einander zu nähern, und es ist gerade, als ob Jeder, sich seiner Vorzüge mit übermüthigem Selbstgefühle bewußt, des Andern Verdienste, aus Furcht verdunkelt zu werden, nicht neben sich dulden möchte. Doch auch hier ist Wallner wieder billiger als Blum, der jenen beinahe zu verachten scheint, während Wallner ihn zwar mit sichtlichem Widerwillen, aber doch immer mit der Achtung, die er Ferdinands Tugenden schuldig ist, behandelt. Das hat mich oft gekränkt; und ich nehme mir vor, nächstens mit Blum darüber zu reden, an dessen reiner schönen Seele ich den garstigen Flecken des Neids sehr ungern bemerken würde. Doch man ruft mich in den Garten, weil Gesellschaft da ist.

10. Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

***, den 20. Aug. 1797.

Weißt du noch, Ludwig, wie du meiner lachtest, und über meine düstere Ansicht der Zukunft spottetest, als wir uns das letzte Mal auf meiner Herreise sahen? Du schaltest mich einen Schwärmer, einen Hypochondristen u.s.w., du maltest mir Alles in rosigem Lichte, und nach deiner Meinung war nichts leichter, als Leonoren aus dem Strudel zu reißen, der sie umgibt, und von allen Thorheiten der großen Welt wieder zu den einfachen reinen Gefühlen

zurückzuführen, die einst unser Glück machten, und meines ewig machen würden, wenn sie daran Theil nehmen möchte. Möchte! — Ja, Ludwig! Das ist das rechte Wort. Aber sie mag nicht. — Sie hat das Geräusch und die Zerstreuungen lieb gewonnen, ihr ist wohl unter den schaalen Menschengestalten, die sie umgeben, ihre Eitelkeit ist erwacht, und der junge Keim findet nur allzureiche Nahrung auf dem Boden, in dem er steht. Das sind Menschen, diese Schöndorf! Aber gerade so, wie ich mir sie einbildete, nicht zu verdorben, um Abscheu einzuflößen, und doch so armselig, so nichtig, daß man ihnen nicht einmal gut seyn kann. Frau von Schöndorf ist eine ziemlich gute Mutter, eine ziemlich gute Hausfrau, eine ziemlich treue Gattin, dienstfertig und höflich; ihr Mann und ihre Kinder, die älteste Tochter ausgenommen, (ein sehr schönes, aber, wie mich dünkt, sehr sonderbares Mädchen,) sind eben solche Geschöpfe, und der Charakter der ganzen Familie ist Leichtsinn, Eitelkeit, und ein rasender Hang zu Zerstreuungen. Der Tag, den sie zu Hause allein zubringen müssen, scheint ihnen verloren, und ein Spektakel, ein Feuerwerk, das sie nicht mit ansehen könnten, wäre eine Quelle von Reue und Sorge für sie. Sie fühlen sich unglücklich, wenn die erwartete Gesellschaft nicht zahlreich genug ausfällt, und gedemüthigt, wenn eine oder einer ihrer Bekannten mit einem prächtigeren Putz, oder in einer prächtigeren Kutsche erscheint. Das allein ist auch das Ziel ihres Dichtens und Trachtens — glänzen, sich unterhalten, und nach Allem forschen, was darauf Bezug hat. Und unter diesem Volke kann Leonore der seligen, stillen, durch Geist und Herzensgenüsse erhöhten Lebensart im Hause ihrer Mutter vergessen, und an

Zerstreuungen, an Kleidertrachten und Gesprächen Geschmack finden, vor denen sie einst vielleicht gebebt haben würde! Welcher Unterschied nur in ihrer Art sich zu kleiden! Wo sind die anspruchslosen, sittsamen Formen, diese Wahl von Schnitt und Farbe hin, denen man es ansah, daß sie jedes Aufsehen zu vermeiden suchten, und die doch selbst durch ihre liebliche Einfachheit Leonoren doppelt schön machten? Es ist wahr, sie kleidet sich noch ungleich weniger frei, als alle ihre Gespielinnen; aber selbst das ist sehr wenig gesagt. Sie rennt nicht mit derselben Gierigkeit, wie diese, nach allen Zerstreuungen und Unterhaltungen; aber sie läßt sich's wohl gefallen, wenn sie sich ihr anbieten, und ihr gebildeterer Verstand, ihr feineres Gefühl weiß sie mit einem Geschmacke und folglich mit einem Vergnügen zu genießen, das jenen ewig entgeht. Ihre schöne Seele saugt, wie die Biene, auch aus den schlechtesten Blumen Honig, ach! und von lauter Wiesenblumen umgeben, vergißt sie, daß sie einst nur auf Rosen und Lilien lebte!

Ludwig! Wenn es möglich wäre, die Erfüllung einer Pflicht zu bereuen, so möchte ich wünschen, mich jetzt nicht außer Stand gesetzt zu haben, Leonoren meine Hand auf der Stelle zu bieten. Ich weiß es, sie liebt mich noch — warm, innig, wenn gleich nicht mehr so hingegeben, wie einst; sie würde mir folgen, sie würde die rauschende Lebensart verlassen, mir zu Liebe sich im Anfange Gewalt anthun, und, nur kurze Zeit in den Taumel verschlungen, die thörichten Gewohnheiten und Sitten der schimmernden Welt bald in dem stillen Raum unserer einfachen Wohnung vergessen. Aber es müßte auf der Stelle seyn können; sonst — ach Ludwig! laß mich das schmerzende Geheimniß an deiner treuen Brust aussprechen!

sonst fürchte ich, es möchte zu spät seyn. Mir scheint, es ahnet ihr selbst. Ihr Schrecken, als ich ihr jenes Hinderniß entdeckte, die Heftigkeit ihrer Klagen, einige entfallene Worte, Alles, Alles scheint mir anzudeuten, daß sie selbst den Zustand ihres Gemüths und unser Verhältniß sehr klar erkennt. Und doch ändert sie nichts, doch verharrt sie in ihrer Lebensart, ja sie findet tausend Scheingründe, und bedient sich aller ihrer Waffen im Streite gegen mich, wenn ich ihr Vorstellungen mache, und auf eine Aenderung dringe. Es flattert ein Heer von Gecken um sie; Schönheit und Reichthum, den die Sage so gern vergrößert, ziehen es an sie. Leonore achtet ihrer nicht; aber es schmeichelt ihr doch, sich so bewundert, auf jedem Schritt ehrfurchtsvoll begleitet, auf jeden Wink von zwanzig Händen bedient zu sehen. — Diese alle fürchte ich nicht. Es ist ein armseliges Geschlecht, dessen Nichtigkeit Leonore wohl kennet, nach Verdiensten würdiget, und nur als dienstbare Geister zu ihrer Verherrlichung um sich duldet. Aber da ist ein gewisser Baron Wallner, ein alter Bekannter und genauer Freund des Schöndorf'schen Hauses, eine von den abgeschliffenen glatten Seelen, die in alle Formen passen, und von den Wogen der großen Welt so auf allen Seiten abgerundet sind, wie die Bachkiesel. Das wüste Leben der Leute von gutem Ton, wie sie es nennen, oder vielleicht noch etwas Aergeres, spricht deutlich aus diesen bleichen verfallenen Zügen, welche sonst nicht unangenehm, ja sogar regelmäßig wären, aus den erloschenen tiefen Augen, aus der ganzen Geistergestalt. Aber er hat Witz, Kenntnisse, Anstand, ist nie verlegen, kann stundenlang über lauter Nichts sprechen, und doch einen ganzen Cirkel unterhalten. Lorchen schätzt ihn. Er

hat sich zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen. Sie hat eine außerordentlich günstige Meinung von ihm, und bietet alle ihre Kräfte auf, mich auch zu dieser Meinung zu bekehren. Das ist mir nun schlechterdings unmöglich. Mir ist der Mensch unaussprechlich zuwider, und wie das gewöhnlich wechselseitig ist, so fühle ich recht wohl, daß ich ihm auch keine Zuneigung einflöße. Aber seine große Artigkeit und die unselige Verläugnung aller Individualität, die eines der ersten Gesetze des guten Tones ist, geben ihm Kraft, mir mit einer Art von zuvorkommender Gefälligkeit und geheuchelter Achtung zu begegnen, die mich weit mehr empört, als wenn er mir seine Abneigung offen zeigte. Lorchen sieht das, gibt mir wohl mit unter gute Lehren über die Duldung, über die Nothwendigkeit, sich in allgemein angenommene Formen zu fügen, und richtet ihre Reden immer zwar ganz fein, aber doch nur allzu sichtlich so ein, daß ich wohl fühle, sie stellt mir Wallners Beispiel zur Nachahmung auf. Daß mich das verdrießt, daß ich es nicht gelassen anhören kann, kannst du — kann irgend Jemand auf der Welt mir das verargen? Und sie thut es doch, sie gibt mir, freilich sehr verblümt, zu verstehen, es wäre Anwandlung von Neid, die dem edlen Manne nicht zieme; das ächte Verdienst müsse fremdes ohne Bitterkeit neben sich dulden, und so weiter. Ludwig! Ludwig! Es gehört alle mögliche Fassung und Gewalt über sich selbst, und eine Liebe, wie meine, dazu, um da nicht alle Geduld zu verlieren, wenn man sich um solch eines Menschen willen belehrt, zurecht gewiesen, geschulmeistert sieht! Großer Gott! Lorchen, die sonst nur an mir hing, deren Gedanken und Gefühle wie Saiten eines gleich gestimmten Instruments mit dem meinigen

bei jeder Berührung harmonisch erklangen, sie, die nichts kannte, nichts dachte, nichts wollte, als für mich und mit mir still und einsam leben, sie achtet jetzt diesen Burschen eben so hoch, und vielleicht noch höher als mich, findet Tugenden an ihm, die mir fehlen, rechnet ihm seine Charakterlosigkeit für Edelmuth an, und fordert von mir, ich soll mich nach ihm richten, den ich verachte, wie ein solches Geschöpf es verdient. Ludwig! Was wird noch daraus werden? Wird der Zwiespalt, der in unsern Gemüthern aufkeimt, sich noch freundlich lösen lassen? Wird die alte Ruhe und Harmonie wiederkehren? O! schreibe mir, daß du hoffest, zeige mir die Thorheit meiner Furcht, widerlege meine Ahnungen, und stehe mir wider mich selbst bei!

11. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

H***, den 24. Sept. 1797.

Wahrlich, Schwester, du thust mir Unrecht, wenn du mich einer Untreue gegen Ferdinand zeihest, und glaubst, ich wäre fähig, ihm Wallnern vorzuziehen. Du weißt ja, daß Ferdinand meine erste, meine einzige Liebe war. Schon im Flügelkleide kannten wir uns, schon damals zog er mich allen Mädchen, und ich ihn allen Knaben vor, schon damals fand mein schwächeres Gemüth in seinem ernsten Charakter die Kraft und Selbstständigkeit, die mir selbst mangelte. Zutrauensvoll schmiegte ich mich an ihn, und er war schon als Knabe nicht blos mein Spielgefährte, auch mein Vertrauter, mein Beschützer, mein Rathgeber. Meine Mutter sah mit innigem Wohlgefallen diese kindische Zuneigung wachsen, nud weidete sich an dem Gedanken, daß ihre Tochter und der Sohn ihres ihr noch

immer theuern ersten Jugendfreundes einst mit einander jenes Glück erreichen sollten, das ihnen beiden vom Schicksale versagt worden war. Alles, was in unser Haus kam, liebte den edlen, schönen Knaben, ich hörte nichts als sein Lob, meine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage, und ich sog sie, so zu sagen, mit der Luft ein, die mich umgab. Es fiel mir nicht ein, zu denken, daß es außer ihm noch liebenswürdige Jünglinge gäbe. Meine Bekanntschaften waren klein, meine Ansichten der Welt beschränkt. So kam ich in dies Haus. Glaube nicht, daß es Eitelkeit ist, wenn ich dir bekenne, daß viele junge und mitunter artige Männer sich an mich wandten! Man wußte, daß ich Vermögen hatte, und neu war ich ihnen auch, theils durch meine gänzliche Fremdheit, theils durch die etwas ungewöhnliche Stimmung meines Charakters. Ihre Bewerbungen, ihr Bestreben, mir zu gefallen, erfüllten mich zuerst mit einer ängstlichen Furcht, ja mit Widerwillen; ich betrachtete mich als Ferdinands Verlobte, als sein Eigenthum, und jede Annäherung eines Dritten als einen Eingriff in seine Rechte. Juliane — ich liebe das Mädchen nicht, denn sie ist mir zu kalt, zu herrisch; aber sie hat Verstand und Menschenkenntniß — Juliane sah meine Aengstlichkeit und das thörichte Betragen, wozu meine überspannten Begriffe mich verleiteten. Sie redete mir zu, sie stellte mir die Sache in ihrem gehörigen Lichte dar; ich sah ein, daß man ein Heer von Gecken unbekümmert vor sich schwärmen lassen könne, ohne daß das Bild des geliebten Freundes auch nur auf eine Minute in unserer Seele verdunkelt würde. Ich wurde ruhiger, sah dem Spiele zu, und jetzt, statt mich zu ängstigen, belustigt es mich. Natürlicher Weise führte mich das zu einer näheren

Bekanntschaft mit ihnen, zu Vergleichen zwischen ihnen und Ferdinand, bei denen sie freilich Alle tief, tief hinunter sanken. Endlich lernte ich auch Wallnern näher kennen. Ich konnte nicht umhin, auch ihn zu beobachten, zu vergleichen; aber bei diesem war es nicht derselbe Fall. Er gehörte nicht in jene Klasse, er bewarb sich nicht um mich, er sagte mir keine Schönheiten vor, und trat nicht als Liebhaber, sondern als ein älterer erfahrner Freund auf, der voll Wohlwollen und Klugheit das unerfahrne Mädchen zu leiten, und sie mit den in ihrer Lage nöthigen Kenntnissen zu bereichern sucht. So mußte ich ihn betrachten. Ich liebe Ferdinanden einzig und treu, aber ich schätze Wallnern; und wenn Blums Edelmuth, die Zartheit seiner Gefühle mich mit Liebe und Ehrfurcht erfüllen, so kann ich doch nicht umhin, auch des Andern gebildetem Verstande, seinen vielseitigen Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihm für die Mühe, die er sich mit mir nimmt, dankbar zu seyn. Das beeinträchtigt ja Ferdinanden nicht, so wenig, als es z. B. Julianens regelmäßiger Schönheit nachtheilig ist, wenn ich bemerke, daß auch Frau von Valsin und Lisette, jede auf eine andere Art, angenehm gebildet sind. Wallner ist beständig heiter und sanft, was Ferdinand nicht immer, und jetzt seltener als je ist. Wenn er einen Fehler an mir bemerkt, so rügt er ihn mit sanfter Schonung, und weis't mich liebreich zurecht. Wenn Blum etwas zu tadeln findet — und wann fände er das nicht? — so wird er finster und einsylbig, und es braucht Stunden, bis ich die Ursache seines Mißmuths erfahre. Ja, dieser ist oft so stark, und seine Aeußerungen desselben sind so offenbar, daß nicht selten Mehrere aus der Gesellschaft sie bemerken, und bei

der Bekanntheit unserer Verhältnisse setzt mich das sehr in Verlegenheit. Schon öfters, wenn so ein Zwist entstand, erzählte mir Juliane dann, was sie bemerkt hatte, und wenn ich ihr's auch hätte läugnen wollen, so würden meine Verlegenheit und meine Schamröthe ihr schon Alles verrathen haben. Das sind denn sehr unangenehme Scenen, deren Pein mir Blum doch wohl ersparen könnte, und in die Wallners feiner Ton, wenn ich in demselben Verhältnisse mit ihm wäre, mich gewiß nicht bringen würde. Wallner ist belesen, und sein unerschöpflicher Witz macht oft die Freude eines ganzen Cirkels. Blum ist in großer Gesellschaft nicht selten verlegen, und die rührende Beredtsamkeit, die im Kreise seiner Freunde von seinen Lippen strömt, versiegt ganz in gemischten Cirkeln oder vor Fremden. Jener hat den feinsten Weltton, und einen überaus sichern Takt, Jeden, der ihm vorkommt, sogleich auszunehmen, und die einzig wahre Art zu finden, wie er ihn behandeln muß. Ueberall ist er zu Hause, in großer Gesellschaft wie im kleinen Kreise, nichts macht ihn verlegen, nirgends spielt er eine traurige Figur; nur habe ich bemerkt, daß ihm die Zeit unter wenigen Personen eher lange zu werden scheint, und ihm überhaupt jene schöne Wärme mangelt, die Ferdinanden bei solcher Gelegenheit so liebenswürdig macht. Seine Züge sind hübsch, eigentlich regelmäßiger als Ferdinands; aber er hat, da er wenigstens um zehn Jahre älter ist als dieser, die blühende Farbe, den Ausdruck von Gesundheit und Jugendfülle nicht, der Ferdinands Züge so sehr belebt, und der matte Blick seines etwas trüben lichtblauen Auges dringt nicht so in die Seele, wie Ferdinands dunkles seelenvolles Anschauen. Du siehst, ich bin ganz unparteiisch, ich finde

an jedem seine gute und üble Seite, und diese Unparteilichkeit soll dir für die Richtigkeit meiner Wahrnehmungen bürgen, ja selbst die innige Liebe, die troz jener bemerkten Fehler noch immer für Blum in meiner Seele lebt, sollte dir beweisen, daß diese Neigung gewiß von ächter Art und ewig dauernd seyn wird. Gib also deinen ungerechten Argwohn auf, und höre auf, dich und mich mit Vorwürfen zu quälen, die gewiß, das versichere ich dich, liebe Schwester, ganz ohne Grund sind!

12. Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

H**, den 6. Oct. 1797.

Haben Sie von dem Engländer gehört, der sich erschoß, weil ihm das alltägliche Aufstehen, Ankleiden, Essen, Auskleiden und zu Bette Gehen unausstehliche Langeweile machte? Wahrlich, der Mann hatte so Unrecht nicht; und wenn so ein ganzes Leben hinschleicht, ohne daß man sagen kann, wozu und warum, ist es dann nicht besser, lieber gar nicht zu leben? Nun sind wir wieder in die Stadt gezogen, und das Stückchen vom Naturgenusse ist für dies Jahr auf der Lebensbahn ausgespielt. Es bleibt auch gerade so viel Wirkung und Eindruck davon zurück, als wenn das Glockenspiel sein Liedchen mit der auslaufenden Stunde klingelt. Muß ich denn so leben? Muß ich von diesen Menschen, die sich alle wie Maschinen in dem einmal angewiesenen Geleise gedankenlos fortbewegen, mich auch mitgängeln lassen? Verdiene ich nicht gegängelt zu werden, weil ich es geschehen lasse? Warum bin ich mit in den Garten gegangen, warum wieder in die Stadt? Warum kleide ich mich? Warum besuche ich diese langweiligen Gesellschaften? Warum lasse ich mich in diese ge-

haltlosen Komödien, auf diese ermüdenden Promenaden mitschleppen? So möchte ich mich bei tausend Dingen fragen; ich frage mich auch oft voll innerlichem Aerger, und ärgere mich noch mehr, wenn ich mir nichts darauf zu antworten weiß!

Diese Leonore wird mir täglich verhaßter. Es ist so gar keine Kraft, keine Selbstständigkeit in dem armseligen Wesen, das sich in seiner Schwäche noch heraus nimmt, manches zu tadeln, was es gar nicht begreifen kann. So habe ich sie gestern, als von der Valsin die Rede war, mit lächerlicher Wärme wider die Verbindungen verheiratheter Weiber eifern gehört. Sie sprach von Verletzung heiliger Pflichten, von gebrochenen Schwüren, von dem Werthe der öffentlichen Achtung u. s. w. Das sind so die Popanzen schwacher Seelen, die keinen Begriff davon haben, wie sich ein starkes Gemüth im Gefühle seiner Kraft, wenn nur der Endzweck schön und groß ist, über jedes Vorurtheil hinwegsetzen kann. Ich entschuldige die Valsin sonst nicht, denn ich finde, daß ein Mann, wie Van der Werth, die Opfer, die sie ihm bringt, nicht verdient; aber ich begreife sehr wohl, daß man für ein Wesen, wie — wie ich nur Eines kennen gelernt habe, so viel und noch mehr hingeben kann, daß der Gedanke, von einem solchen Manne geliebt zu werden, und in dieser Liebe den Zweck und die Absicht eines ganzen Lebens zu finden, alle jene vermeinten Uebertretungen tausendfältig vergütet und rechtfertiget. Ich begreife, wie man einem Wesen, das durch Energie des Geistes und durch Kraft zur Selbstverläugnung sich jedes Opfers von unserer Seite würdig macht, auch jedes Opfer bringen darf und soll, ich begreife, wie man für ein solches Wesen zu sterben für

leicht halten, und, selbst von ihm getrennt, blos durch den Gedanken, von ihm geliebt zu werden, noch selig seyn kann. Ich begreife — o was könnte ich, wenn ich so geliebt würde, nicht alles begreifen? Und eben darum hasse ich diese Leonore, ja ich hasse sie, und begehre nicht, ein Gefühl zu beschönigen, das aus der tiefsten Tiefe meines Charakters hervorgeht, und mir unauslöschlich bleibt. Ihr zum Trotz habe ich auch die Valsin vertheidigt, und meine Lust gefunden, sie durch Scheingründe und Trugschlüsse irre zu machen.

Während wir zankten, trat Blum ein. Wir trugen ihm unsern Streit vor, ohne die Personen zu nennen, die er betraf. O des unseligen Gedankens! Sie hätten sehen sollen, mit welchem Entzücken in dem blitzenden Auge er sein schwaches Mädchen ihre sogenannten Grundsätze und heiligen Gefühle vertheidigen hörte, wie die Röthe, die ihre sonst bleichen Wangen beim heftigern Reden überzog, sie ihm doppelt schön zu machen schien, wie er ihr Recht gab, und als ich, gereizt durch den Widerspruch, lebhafter für meine Gründe zu streiten anfing, nun mit einer siegenden Gewalt und mit einer Beredtsamkeit, der ich, überwunden, nicht überzeugt, weichen mußte, die Sache des Unsinns, den sie Tugend und Recht nennen, zu vertheidigen begann. O ich hätte vor Zorn vergehen mögen!

Und so geht es immer fort. Er liebt sie mit einem Eigensinn, einer Treue, einer Verblendung, die ich nicht fassen kann. Er nennt ihre Unerfahrenheit Unschuld, ihre Unbesonnenheit Wahrheit des Herzens, ihren Mangel an Klugheit Zartheit des Gefühls. Selbst ihr Geschmack an der großen Welt, ihr Hang zu rauschenden Ergötzlichkeiten, so tief sie sein Gefühl verwunden, und gegen seine Denkart an-

stoßen, können ihn nicht vermögen, ihr nur ein Tausendtheilchen der unbegrenzten Achtung und Liebe zu entziehen, mit der er an ihr hängt, und die mir an einem Wesen, wie er ist, nur durch eine einzige Rücksicht begreiflich wird. Er hat sie von seiner Kindheit an gekannt, sie war seine erste, seine einzige Liebe; diese Empfindung ist ihm gleichsam zur Natur geworden, und er ist überhaupt das, was man eine Gewohnheitsseele nennet. Alte Sitten, hergebrachte Formen, selbst leblose Wesen, die er lange unter gewissen Beziehungen zu sehen und zu denken gewohnt war, wirken auf sein kindlich empfängliches Gemüth, und fesseln es mit einer bewundernswürdigen Macht. Nur so kann ich mir auch seine eigensinnige Vorliebe für ein Geschöpf, das ihrer so wenig werth ist, erklären; und ihr gebührt denn freilich nicht viel mehr Ehre von der Macht, einen so trefflichen Mann so lange zu fesseln, als dem Schranke oder Baum, den er von seiner Kindheit an kannte und liebte, und gewiß nur sehr ungern weggeben oder umhauen lassen würde.

Indessen zieht sich doch selbst über diese eigensinnige Anhänglichkeit ein Gewitter zusammen, das ihr trotz ihrer Festigkeit den Untergang droht; und dies Gewitter geht aus Leonorens eigenem Herzen auf. Es heißt Flattersinn — Treulosigkeit. Dem wird doch selbst die starke Natur von Blums Liebe nicht widerstehen können, dagegen werden weder Gewohnheit noch Vorurtheil aushalten. Wenn er erst entdeckt, daß er nicht mehr allein geliebt wird, daß ein Anderer dies Herz, dem er Alles aufopfert, mit ihm theilt, dann denke ich, wird der unbegreifliche Zauber sinken, und er wird in seiner Heldin das schwache Weib erkennen. Dann verlasse ich mich auf die Richtig=

keit seines Verstandes, auf die Zartheit seiner Gefühle, um die Heilung zu vollenden. Unmöglich wird er das Mädchen noch lieben, das er nicht mehr achten kann, und unmöglich wird er ein Mädchen achten können, das ihm — einen Wallner vorzieht. Ihm diese Ueberzeugung so bald als möglich zu verschaffen, und der lächerlichen Verblendung, die ihn in meinen und aller Welt Augen herabsetzen muß, ein Ende zu machen, soll meine Sorge seyn. Ich habe Stoff genug in der Hand, und was mir etwa fehlen könnte, wird Leonorens Unbesonnenheit und Leichtsinn mir reichlich verschaffen.

13. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

***, den 18. Oct. 1797.

Wir sind jetzt seit zehn Tagen wieder in die Stadt gezogen; denn die Abende wurden kühl und lang, und Herr von Schöndorf nebst seinen Söhnen fand es zu unbequem, täglich bei Nacht so weit aus der Stadt hinaus zu fahren. Der Garten wurde also verlassen. Mir that es im Herzen ein wenig weh; denn ich war gern da, und fühlte, daß, wenn gleich unsere Lebensart nichts weniger als ländlich war, schon die freie Luft und der Anblick der Pflanzen meinem Geiste und Körper wohl thaten. Doch das ist nun nicht zu ändern, und ich muß hier, leider! wie bei mehreren Dingen, mein Gefühl unterdrücken. Ach, Therese, es gibt immer mehr Stellen in meinen Verhältnissen, die mich schmerzen, und mit der Zeit wund zu drücken drohen. Ich habe eine Entdeckung gemacht, die mir so unlieb ist, daß ich mir oft Mühe gebe, mich zu überreden, es sey Täuschung, und ich irre mich, eine Entdeckung, vor der mein Herz bebt, und die mich in einen Abgrund von

Rathlosigkeit und Mißmuth stürzet. Ich fürchte, Therese — ich fürchte, sage ich — Wallner liebt mich, und es ist mehr als Wohlwollen und Freundschaft, was ihn an mich zieht. Stelle dir dies recht lebhaft und mit allen seinen Folgen vor, und dann urtheile, ob meine Lage verdrüßlich, und meine Furcht vor dem, was noch geschehen wird und kann, gegründet ist. Du weißt, wie sehr Blum jederzeit zur Eifersucht geneigt war, du kennst seine reizbare Empfindlichkeit und seine Verschlossenheit, wenn er sich von Jemand, den er liebt, vernachlässigt glaubt. Rechne noch dazu seine übermäßig strengen Forderungen an unser Geschlecht, seine Vorstellungen von weiblicher Würde und Zurückhaltung! Auf der andern Seite achte ich Wallnern wirklich, und habe Grund dazu, so wie er Ansprüche auf meine Dankbarkeit hat. Ich zittere vor dem Gedanken, daß eine Leidenschaft, die ewig hoffnungslos bleiben muß, einen edlen Mann unglücklich machen soll; ich bin aufgebracht über mich selbst, daß ich die Ursache dieses Unglücks bin, und habe doch, besonders, da Alles nur bloße Vermuthungen sind, weder die Kraft noch das Recht, Wallnern mit jener entschiedenen Kälte zu begegnen, die den glimmenden Funken wirksam löschen könnte. Während mich diese Gedanken so tief quälen, und mir manche Stunde verbittern, trägt auf der andern Seite Blums Betragen Alles bei, um meine Lage noch peinlicher zu machen. Erst gestern hatten wir einen sehr unangenehmen Auftritt, der mir auch eigentlich jene fatale Entdeckung machen half, und wie ein Blitz die Nacht erhellte, in der ich sorglos fortging. Du weißt, oder vielleicht weißt du auch nicht, daß man jetzt die Haare auf dem ganzen Kopfe kurz abzuschneiden, und in kleine Locken

zu legen pflegt; auch trägt man, statt der gewöhnlichen Aermel von dem Stoffe des Kleides, gewirkte Aermel von weißer oder blaßröthlicher Seide, welche den Arm knapp umschließen, jede Form malerisch bezeichnen, und, mit goldenen Armbändern geziert, der ganzen Figur ein recht griechisches Ansehen geben. Die Schöndorf halten die Modejournale von Paris und Weimar. So bald sie den Kupferstich von diesen beiden Moden erhielten, eilten sie sogleich, sich solche Anzüge zu bestellen, und überredeten mich gleichfalls dazu. Ich weigerte mich lange, besonders vor dem Haarabschneiden und den rothen Aermeln; endlich wurden wir so weit eins, daß ich mein Haar behalten und ein Kleid mit weißen Tricots haben sollte. Den nächsten Gesellschaftstag wollten wir in unsern neuen Anzügen erscheinen. Ich wagte es nicht, Blum etwas zu sagen, und hoffte, der Anblick der viel anspruchsloseren weißen Aermel würde ihn mit der Mode und mit mir wieder aussöhnen. Ach, es ging Alles ganz anders! — Der Nachmittag des gestrigen Tages kam, mit ihm der Friseur, welcher den beiden Schwestern die Köpfe à la Titus zustutzen sollte. Ich sah eine Weile ungläubig zu; aber als ich sah, wie die kleinen zierlichen Ringel sich um Lisettens schön geformtes Köpfchen so niedlich schmiegten, als der Friseur mich versicherte, daß man bald gar kein langes Haar mehr tragen, und das lange Geschleppe als eine unnütze Last betrachten würde, als die beiden Schwestern in mich drangen, ihrem Beispiele zu folgen, fing mein Entschluß an zu wanken. Nun hielt mich nur die Furcht vor Ferdinands Mißfallen. Juliane errieth mich; sie zog mich auf die Seite, und stellte mir vor, daß ich selbst sehr klein von meinem Freunde denken müßte, wenn ich ihn

fähig hielte, über die Form eines Anzuges, der weder frech noch ungesund, noch in irgend einer Rücksicht tadelhaft genannt werden könnte, mit mir zu zürnen. Zürnt er aber doch — setzte sie hinzu — ja dann verdient er, daß Sie sich um solche Launen nicht bekümmern, sondern im Gefühle Ihres Rechts Ihren Weg fortgehen, und bei gleichgültigen Dingen die Zustimmung, die er ihnen versagt, missen lernen. Sie hatte Recht, das fühlte ich; ich schwankte nicht mehr, ich hoffte sogar, Blum würde an der schönen Einfachheit des Haarputzes Gefallen finden — und ließ mir denn auch mein Haar verschneiden, und in Locken legen. Ich fand, daß es sehr gut läßt, und für Jemand, der etwas Besseres mit seiner Zeit zu thun weiß, als lange vor dem Spiegel zu stehen, wesentliche Vortheile haben muß. Jetzt kamen die Kleider. Aber wie erschrak ich, als ich auch in dem meinigen rothe Tricots fand! Juliane lachte; sie hatte mir heimlich den Streich gespielt. Ich weigerte mich lange, das Kleid anzuziehen. Indessen wurde es immer später; die Gesellschaft fing an, sich zu versammeln, einen andern Anzug hatte ich, im Vertrauen auf diesen, nicht bereiten lassen, ich mußte also wohl den bittern Entschluß fassen, und mich in diesem vor Blum zeigen. Aber ich nahm mir vor, ihm Alles zu erzählen, und mich zu entschuldigen. Wir kleideten uns an; und ich muß dir gestehen, daß wir alle drei sehr gut aussahen, wie denn überhaupt eine halbweg gute Bildung bei der jetzigen Mode sehr ihre Rechnung findet. Als wir in's Besuchzimmer traten, wandten sich alle Augen auf uns. Die Mode war noch neu, und hier nicht viel gesehen worden; man umringte uns, man überhäufte uns mit Schmeicheleien. Jetzt kam Blum; er eilte wie gewöhnlich

auf mich zu. Du weißt, er sieht nicht gut in die Ferne. Plötzlich blieb er stehen. Jetzt hatte er mich ganz erblickt. Er warf einen scharfen Blick auf mich — verneigte sich fremd und kalt, wandte sich um, und sprach kein Wort mit mir. Ich war außerordentlich verlegen; denn Mehrere aus der Gesellschaft hatten dies Betrageu bemerkt, und da sie unsere Verhältnisse kennen, wußten sie's zu meiner Beschämung zu deuten. Am meisten ärgerte mich's, daß Juliane es gesehen hatte. Sie kam sogleich mit jenem höhnischen Lächeln auf mich zu, das ihr so ganz eigen ist, und trotz ihrer Schönheit sie in meinen Augen sehr entstellt. Und werden Sie das dulden? zischelte sie mir in's Ohr: Ist das das Betragen eines wahren Freundes? Könnte sich ein Haustyrann anders benehmen? Nein, fürwahr, Lorchen! Wenn Sie das so hingehen lassen, so schmieden Sie sich selbst Ketten, über die Sie einst bitter seufzen werden. — Heute, da ich diesen Worten mit mehr Ruhe nachdenke, sehe ich wohl ein, daß Julianens herrschsüchtiger Charakter sie da Anmaßungen fürchten ließ, wo ich nur die Wirkung zu strenger Begriffe von Sittsamkeit finde; aber in dem Augenblicke, wo sie mir's sagte, noch ganz in Gefühle des beschämenden Auftritts verloren, dienten sie dazu, meinen ganzen Unwillen gegen Ferdinand anzufachen, und ich nahm mir vor, mein Recht kalt und entschlossen zu behaupten. Das Gespräch wurde wieder allgemein. Blum hatte sich unvermerkt dem Kreise genähert, der uns umgab; die Herren erschöpften sich in Lobpreisungen der griechischen Moden, und ein schaaler junger Mensch war einfältig genug, zu sagen, daß doch weder Franzosen noch Engländer es mit den Griechen in der Erfindung schöner Moden aufnehmen könnten, und

daß er sich nur wundere, warum man keine Modejournale aus Illyrien oder der Türkei hätte, er würde sonst gleich darauf pränumeriren. Diese Albernheit machte Alle lachen; nur Blum blieb ernst und sagte mit einem äußerst kalten, beinahe verächtlichen Tone: Glauben Sie denn, daß die alten Griechen das Ding kannten, das wir jetzt mit dem Namen Mode bezeichnen? Klima, Lebensart und Sitte bestimmten ihren Anzug, wie es bei vernünftigen Menschen immer seyn sollte, und nicht dem Allem zum Trotze die Launen der Putzhändlerinnen und Schneider, wie bei uns. Nun mischten sich Andere in den Streit, der bald lebhafter wurde. Blum stand allein gegen die Vertheidiger der Grächomanie, und es wurde seinen überlegenen Kenntnissen leicht, sie alle bald zum Schweigen zu bringen. Das war mir nicht recht; ich mischte mich also auch in's Gespräch und sagte: Da es bei Sachen des Geschmacks so schwer sey, ein allgemein gültiges Urtheil zu fällen, indem bei jeder Nation die Begriffe von Schön und Häßlich conventionell wären, so thäten wir doch wohl daran, in solchen Fällen die Ansichten der geschmackvollsten und gebildetsten Nation der Erde als Richtschnur anzunehmen. Das sagte ich so hingeworfen und so kalt, als möglich. Blum hatte mich doch verstanden. Ich sah ihn verstohlen an, ich sah eine hohe Röthe über seine Wangen fliegen. Er schwieg einen Augenblick, dann war er sogleich gefaßt, und antwortete mit schneidendem Tone: Nun so werden unsere Mädchen auch bald öffentlich unbekleidet tanzen; denn das thaten die Spartanerinnen, und das waren auch Griechinnen. Ueberhaupt sehe ich, daß man bereits anfängt, sich dieser Mode zu nähern. Er warf einen unmerklichen Blick, den ich aber nur zu wohl

sah, auf meinen entblößten Nacken und meine Arme, verbeugte sich mit halb spöttischem Lächeln gegen den ganzen Cirkel, und ging zu den Spieltischen. Da stand ich nun stumm und verlegen, und wußte nichts vorzubringen. Den Meisten aus der Gesellschaft ging es auch so, ein Paar sahen recht dumm aus, um Julianens Lippen schwebte jenes verwünschte Lächeln, und ich war im Begriff, etwas vielleicht sehr Albernes zu sagen. Da trat zu meinem Glücke, und recht um mich aus diesem Fegfeuer der Beschämung zu erlösen, Wallner herein. O wie so ganz anders war sein Betragen gegen Blums! Er grüßte mich, und sein Blick blieb mit sichtbarem Gefallen, das sich in einem feinen Lächeln zeigte, an meiner Gestalt hängen. Aber kaum daß wir ein paar Worte gewechselt hatten, bemerkte ich, daß er nachdenkend wurde, sein Blick schien sich zu verdüstern, nur zuweilen heftete er ihn brennend und gleichsam scheu auf mich, und ließ ihn sinken, so oft ihn mein Auge traf. Sein Tiefsinn nahm sichtbar zu, so, daß Lisette ihn scherzend darüber aufzog; er läugnete es ihr geradezu ab, und man sah, daß er sich Mühe gab, munterer zu scheinen. Eine Weile darauf fragte ich ihn allein und recht liebreich, ob er Kummer hätte. Er schwieg; dann heftete er sein düster brennendes Auge auf mich, dann schlug er es wieder zu Boden. Ich fragte ihn noch ein Mal. Ach! rief er endlich aus: Warum sind Sie so reizend! Ist es nicht grausam, einem Unglücklichen ein Gut in aller seiner Liebenswürdigkeit zu zeigen, dem er auf ewig entsagen muß? Nun war die Reihe zu schweigen an mir. Ich erröthete bis in die Haare, das fühlte ich. Er hatte meine Hand gefaßt; ich hatte doch so viel Besinnung, sie ihm zu entziehen. Baron Wallner! stotterte ich endlich: Wirklich,

eine solche Antwort hätte ich nicht vermuthet; sonst — In dem Augenblick hüpfte Lisette heran, und riß mich, zu meiner größten Freude, aus der schrecklichen Verlegenheit. Ich war verstimmt. Wallners stille Trauer, und dann doch die Kühnheit seiner Antwort, sein folgendes bescheidenes, fast scheues Betragen, Blums Unart und Hofmeisterei, Alles machte mich tiefsinnig, ärgerlich. Blum hoffte ich doch wenigstens beim Abschiede noch einmal zu sehen, und meinen Verweis anzubringen; aber wie ich mich nach ihm umsah, war er verschwunden. Ich fragte Julianen um ihn. Er ist erst fortgegangen, sagte sie: Er näherte sich Ihnen, als Sie allein mit Wallnern eifrig sprachen. Sie sahen ihn nicht gleich, und das wird den gebietenden Herrn verdrossen haben; denn er drehte sich rasch um, und ging zur Thür hinaus. Ich wurde noch verdrüßlicher. Nach dem Souper nahm mich Frau von Schöndorf bei Seite, und redete ernstlich wegen Blum mit mir. Sie sagte mir, daß sein sonderbares Betragen ihn, und durch ihn mich lächerlich machen müßte, daß sehr viele von der Gesellschaft seine schneidenden Anmerkungen über unsern Anzug gehört, und seinen Trotz gegen mich bemerkt hätten, daß dies nicht die Art sey, wie man einem Frauenzimmer, das man liebe, seine Mißbilligung zu erkennen geben müßte, und kurz, daß ich das nicht leiden sollte. Ich war beschämt, verstimmt, antwortete ihr ziemlich kurz und so, daß sie sehen konnte, mir sey mit dieser Einmengung in meine Angelegenheiten nicht gedient; aber der unangenehme Eindruck, den diese Scene in meinem Gemüthe zurückgelassen hatte, das bittere Nachdenken über die immer wachsenden Mißverständnisse zwischen Ferdinand und mir, die Entdeckung, die ich an Wallnern gemacht hatte,

raubten mir den Schlaf, bis spät, als schon der Tag zu grauen anfing, ein matter Schlummer meine Augen schloß. Noch habe ich Ferdinanden nicht gesehen. Ich zittere vor seinem Besuche, auf den ich mich sonst gefreuet hatte. Ach, Therese! Was ist aus mir geworden? Was wird noch werden? Ich bin abgespannt, übel gelaunt, ängstlich, mit mir selber uneins. Wo ist der süße Friede hin, der mich einst beseligte? Ach, mich haben des Lebens Wellen ergriffen, und von dem stillen Ufer weggerissen, wo ich in dunkler Einsamkeit lebte! Und doch kann ich mich nicht zurückwünschen in jene Zeit; doch gefällt es mir in dem raschen Treiben und Wirken, das mich umgibt. Therese! Ich weiß selbst nicht, was ich will: aber das weiß ich, daß, wie ruhig oder stürmisch auch mein Leben seyn mag, meine Liebe zu dir doch nie wanken wird.

14. Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

***, den 26. Oct. 1797.

Das geht nicht so fort, Ludwig! Es ist nicht möglich; ich kann es nicht länger mehr aushalten. Wenn Leonore diesem tollen Leben nicht entsagen kann oder will, wenn sie sich in der bunten Narrenwelt, die sie umgaukelt, immerfort so wohl gefällt, wenn andere neuere Eindrücke so mächtig auf ihr Herz wirken, daß die alten kaum mehr bemerkt werden — was kann ich für meine Liebe, für das Glück meines Lebens hoffen? Wenn du sie jetzt sehen solltest, Ludwig, du würdest staunen, und es nicht glauben, daß dies das Mädchen sey, das so still, so ganz nur für das häusliche Leben in dem Hause ihrer Mutter heranwuchs. Oft kann ich es selbst nicht glauben. Ich sehe sie an, ich betrachte mit Erstaunen diese lockend gekleidete

griechische Nymphe in dem anschmiegenden Gewande, mit dem entblößten Nacken, den verrätherisch verhüllten Armen, wie sie sich leicht und fröhlich in dem bunten Schwarme bewegt, der sie umgibt. Ich vergleiche sie mit der sittsamen Gestalt, die in zierlicher, aber einfacher Kleidung züchtig verhüllt, im Hause ihrer Mutter, wie ein milder Genius, waltete, und ich kann mich manchesmal kaum überreden, daß es dieselbe Person sey, oder begreifen, wie es möglich ist, in so kurzer Zeit sein Aeußeres so gänzlich zu ändern. Und doch waren und blieben ihr schönes Herz, die edle Einfalt ihres Geistes, die Wahrheit ihres Gemüthes noch immer dieselben, und dieser anziehende Contrast ihres Innern mit ihren äußern Umgebungen macht sie in demselben Augenblicke, da ich mit ihr zürnen, da ich ihr ernste Vorwürfe machen sollte, mir wieder doppelt liebenswürdig. Es ist ein Hirtenmädchen in königlicher Kleidung, eine seltene, eine unendlich reizende Erscheinung in dieser gehaltlosen Welt. Aber wie lange darf ich hoffen, daß dieser Contrast dauern kann? Werden nicht die Umgebungen, das Beispiel, die Verführung mit stiller aber sicherer Gewalt auf sie wirken? Wird nicht endlich auch ihr Inneres sich nach ihrem Aeußern formen, das Leben, das für sie so viel Reiz hat, endlich auch ihre Grundsätze bestechen, und die schöne Wahrheit ihres Charakters in dem Strudel von Falschheit und Armseligkeit zu Grunde gehen? Alles, was ich anwende, um sie zurück zu ziehen, ist vergeblich. Sie sieht keine Gefahr, und zittert darum vor keiner; ihr reines Herz ist ihr Bürge für die Sittlichkeit ihrer Handlungsweise, meine Furcht nennet sie übertrieben, schwärmerisch, und versichert mich, ich würde sie endlich eben so verlieren, wie sie ihre unrichtigen

Vorstellungen von der großen Welt verloren habe. Ach, diese schuldlose Seele in ihrer weiblichen Beschränktheit kennet die empörenden Erfahrungen nicht, die der Mann auf Reisen und überhaupt in der Welt unter allen Ständen und Lebensarten der Menschen zu machen gezwungen ist. Ich habe die sogenannte schöne Welt auf einer sehr häßlichen Seite kennen gelernt, auf einer Seite, die meinen tief gewurzelten Haß gegen sie befestigte und rechtfertigte. Empört und erschreckt von diesen grellen Bildern, nahm ich mir vor, mit Leonoren in die Einsamkeit eines stillen unbemerkten Lebens zu flüchten, dort nur ihr, meinen Kindern, meinen Freunden zu leben, und jede Berührung, jede Gemeinschaft mit einem lasterhaften Geschlechte zu meiden. So dachte ich, so entwarf ich reizende Plane für die Zukunft, und nun — finde ich Leonoren mitten in diesem Strudel, finde sie mit Lust, mit Wohlgefallen darin, und muß vielleicht jede Hoffnung aufgeben, sie daraus zu reißen! Was kann ich nun für meine Entwürfe hoffen? Wird das stille Glück, das ich ihr anzubieten habe, dies häusliche Leben, nur von Familiensorgen und unbemerkten Freuden gewürzt, ihrem verwöhnten Geschmack nicht anekeln? O meine Plane, meine Hoffnungen! Was ist der Mensch, daß er sich vermißt, einen Entwurf auch nur für den künftigen Tag zu machen!

Ludwig, Ludwig! Es ist noch mehr als dies, was mich tief bekümmert, und manches Mal alle Aussichten für die Zukunft in finstere Nacht hüllt. Jener Wallner, von dem ich dir schon geschrieben habe, nähert sich Leonoren täglich mehr und mehr; was ich fürchtete, was ich Niemand, kaum mir selbst, zu gestehen wagte, ist in Erfüllung gegangen. Er liebt sie — oder scheint sie wenigstens zu lie-

ben, und spielt, da er unsere Verhältnisse kennt, den ehrerbietigen unglücklichen Liebhaber mit einer Wahrheit und Feinheit, die mich selbst, da ich Leonorens Vorzüge so wohl kenne, sehr oft verleiten, zu glauben, es sey Natur und nicht Rolle. Ueberhaupt ist es sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er sie wirklich liebe; nur die Art, wie dieser feine Weltmann seine Liebe äußert, dieses sentimentale schüchterne Wesen, das solchen Menschen so ganz fremd ist, macht mir die Sache verdächtig, und wo die Form erkünstelt ist, könnte es da der Stoff nicht auch seyn? Dieser Gedanke kommt aber nie in Leonorens Seele, das sehe ich wohl; sie fühlt reines, ach manches Mal nur zu zärtliches Mitleid mit ihm, und dies gefährliche Gefühl untergräbt alle meine Hoffnungen. Sie behandelt ihn mit einer so zarten Schonung, mit einer so milden Achtung, daß ich oft darüber verzweifeln möchte. Ich stehe darneben, ich muß es mit ansehen, und darf und kann ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen. Mein Verdacht ist vielleicht ein Kind der Eifersucht; ich kann Wallnern Unrecht thun, da ich ihn viel zu wenig kenne, um zu beurtheilen, ob sein Betragen wirklich aus seinem Herzen kommt. Wie könnte ich, ohne zu erröthen, ohne mich vor mir selbst zu schämen, hingehen, und Leonoren diesen Verdacht einflößen? — So stehen nun die Sachen zwischen uns, und du siehst, Ludwig, wie peinlich dieser Zustand ist, den nichts ändern kann, als Leonorens freiwillige Entfernung aus diesem unseligen Hause, das ich jedesmal aus mehr als einer Ursache mit Widerwillen betrete. Ich habe dir vielleicht schon von der ältern Tochter geschrieben. Juliane ist schön, sie hat Verstand, Würde, Kenntnisse, Weltton; aber mit Allem dem wird es ihr nie gelin-

gen, Leidenschaft einzuflößen, denn sie ist nicht liebenswürdig. Ein abgemessenes Betragen und eine sonderbare Denkangsart über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Wünsche und ihre Verhältnisse machen sie zugleich interessant und abstoßend. Sie hat Grundsätze und Festigkeit, ihnen zu folgen, möge auch der Weg, der dazu führt, über das Glück ihrer Nebenmenschen hingehen. Sie wird von hundert Gecken, die ihre Schönheit und ihr Reichthum locken, umflattert. Kalt und ungerührt nimmt sie ihre Huldigungen an, als einen schuldigen Tribut, und sie dienen ihr nur dazu, ihre Verachtung gegen das menschliche, vorzüglich aber gegen unser Geschlecht zu bestärken. Ich fühlte mich daher angenehm überrascht, als ich mich, von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, von diesem seltenen Mädchen mit einer Achtung behandelt sah, deren sich sonst kein anderes Wesen, selbst ihre Eltern nicht rühmen konnten. Ich erwiederte dies Gefühl um so viel lieber, da ihr Charakter, troß seiner grellen Züge, viel Schäzbares hat, und auch Leonore schien sich in dem Gedanken zu gefallen, daß ihr Freund von diesem wunderbaren Geschöpfe freundlich ausgezeichnet wurde. So ging es eine Weile recht gut fort; ich unterhielt mich gern mit Julianen, da ihr gebildeter Verstand und ihre sonderbare Ansicht der Dinge mich angenehm beschäftigten. Oft, wenn Leonore — was leider nicht selten geschieht — nicht zu Hause war, oder wenn sie Abends am Claviere saß, sprach Juliane stundenweise mit mir, und, Ludwig — ich bin kein Geck, mir ist ein eitler Mann höchst verächtlich, du wirst mich nicht mißverstehen, mich keiner Lächerlichkeit zeihen — ich fühlte endlich, ich mußte wohl fühlen, was ich außer dir Niemanden auf der Welt, selbst

Leonoren nicht entdecken darf, daß Juliane einer Empfindung Raum gab, die mehr als Achtung war; jetzt ist sie meine unversöhnliche Feindin. Sie behandelt mich zwar mit kalter Höflichkeit; aber sie haßt mich und Leonoren, das sehe ich nur zu wohl, besonders da diese Julianen gerade in allen den Dingen, die ein Weib unwiderstehlich machen, weit übertrifft. Unter diesen Umständen ist jeder Besuch, den ich dort mache, ein wahres Opfer, das nur die Freude, Leonoren zu sehen, vergüten kann.

Weißt du wohl, daß mich meine Tante Lessert sehr gütig eingeladen hat? Ich ging hin, wie sich's versteht, obwohl nach den Mißverständnissen, die zwischen uns gewaltet hatten, diese Einladung mir fremd und nicht sehr angenehm war. Aber ich fand zu meinem Vergnügen mich ganz in meiner Erwartung betrogen. Ich wurde von der Mutter als Neffe, als Sohn, kann ich sagen, von Babetten als Bruder aufgenommen und behandelt. Das Mädchen hat sich zu ihrem Vortheile verändert, sie ist sehr hübsch geworden, obwohl ich nicht sagen könnte, daß diese Art von Schönheit mir interessant wäre. Sie ist, was man ein Dosenstückchen nennt, und der Ausdruck ihrer, übrigens angenehmen, Züge gefällt mir nicht sonderlich. Indessen hat sie ein gutmüthiges, munteres Wesen, das mich aufheitert und zerstreut. Von dem, was einst vorgefallen war, von allen alten Planen und Projecten war gar keine Rede mehr, selbst die entferntesten Beziehungen wurden mit Schonung vermieden, und mein Herz weiß ihnen warmen Dank dafür. Mir ist wohl in diesem Hause; ich fühle mich nicht so fremd, als sonst überall, und in meiner jetzigen Lage hat dieses Verhältniß doppelten Werth für mein wundes Herz. Es bedarf freundlicher Behand-

lung, herzlichen Wohlwollens; und das finde ich im Hause meiner Verwandten, und bitte ihnen im Stillen mit wahrer Reue alles das Unrecht ab, das ich ihnen durch meine falschen Vorstellungen so lange Zeit that. Zu meiner Schwester komme ich selten. Sie konnte mir meine Liebe für Leonoren nie verzeihen, und der Triumph, den ihr Leonorens Betragen gegen Wallner und mich zu gewähren scheint, ist zu süß für sie, als daß sie mir ihn nicht ziemlich unschwesterlich bei jeder Gelegenheit fühlen lassen sollte. Sie ist auf's genaueste von Allem unterrichtet, was bei Schöndorf vorgeht, obgleich sie nie in das Haus kommt; aber du weißt, es war von jeher das Ziel ihres rastlosen Strebens, Alles zu erfahren, was andere Leute thun; und da sie nur zu viel Geistesschwestern hat, so kann es ihr nicht fehlen, die Nachrichten und Neuigkeiten aus der ganzen Stadt zusammen zu bringen, ganz so falsch und entstellt, wie der Ruf durch den Mund klatschhafter Weiber die Begebenheiten zu verbreiten pflegt. Mich peinigt diese Allwissenheit ganz unaussprechlich, um so mehr, da sie gemeiniglich ganz falsch berichtet ist, und nur höchstens der Stoff, nie aber die Form ihrer Geschichten wahr ist, und da ihre Abneigung gegen Leonoren, und die Freude, Recht zu haben, sie, vielleicht ihr selbst unbewußt, zu kleinen Verdrehungen und Zusätzen verleitet. Aber ich sehe, daß ich fürchterlich viel geschrieben habe. Wenn du nur nicht so müde vom Lesen wirst, als ich es schon vom Schreiben bin! Doch es ist Bedürfniß meiner Seele, mit dir zu reden, und was im mündlichen Gespräche geschieht, thut auch das schriftliche; ich habe mich ruhiger, heiterer geschrieben, wie ich mich sonst ruhiger glaubte, wenn ich an deiner Brust mein volles Herz ausgießen konnte.

15. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

***, den 6. Nov. 1797.

Ich habe einen peinlichen Auftritt mit Blum gehabt, eine Erklärung, die keines von uns Beiden zufrieden stellte. Er hat mir sanfte, aber sehr eindringende Vorwürfe gemacht. Ich suchte mich zu vertheidigen, und mein offenbares Recht zu behaupten. Er wurde bitter, ich heftig, und endlich brach ich in Thränen aus. Er erschrak, er suchte mich zu besänftigen — aber wie beschämend! — so wie man ein Kind beschwichtigt, das über ein zerbrochenes Spielzeug weint, voll Gefühl seines Rechtes, voll erniedrigender Herablassung zu meiner Schwäche! O meine Therese! Ist das noch Ferdinand? Bin ich noch Lorchen, die einst keinen Gedanken, keinen Wunsch hegte, der nicht volle eintönende Antwort in des Andern Herzen fand? Er hat so viel an mir zu tadeln, meinen Geschmack, meinen Umgang, meine Gefühle. Sollte das ein Mann, der innig liebt? Sollte nur er Luchsaugen für Fehler haben, die außer ihm Niemand bemerkt? Wallner tadelt mich auch zuweilen; aber sein Tadel trifft nur Verstöße gegen gesellschaftliche Formen. Das, was meine Persönlichkeit ausmacht, meine Denkart, meine Empfindungsweise, ist ihm ganz recht, ja ich sehe, daß er sie schätzt. Ach, Therese! Es wird mir immer deutlicher. Er ist seit einiger Zeit, besonders aber seit jenem Abend, ganz verändert: er ist still, in sich gekehrt, einsylbig, finster geworden. Er vermeidet mich, er spricht wenig, am wenigsten mit mir, ist in Gedanken verloren, und ermannt sich nur zuweilen, wenn ihn Jemand anspricht; dann scheint er wie aus einem Traume zu erwachen, und gibt sich Mühe, heiter zu scheinen. Plötzlich verfällt er in eine aus-

gelassene Lustigkeit, die ihm eben so fremd ist, als jener Tiefsinn, singt, lacht, scherzt, und ein Blick, den er auf mich wirft, ein Wort, das ich spreche, versenkt ihn augenblicklich wieder in jene Schwermuth. Sprich, was soll ich thun? Wie soll ich mich gegen ihn benehmen? Nur erst gestern kam er nach Tische zu dem Sohne vom Hause, mit dem er zuweilen Geschäfte hat. Schöndorf war nicht zu Hause, Wallner mußte warten; wir waren Alle ausgefahren, etwas einzukaufen. Wie wir nach Hause kommen, und in's Besuchzimmer treten, wo mein Fortepiano steht, finden wir Wallnern, der uns nicht hört, nicht sieht, am Fortepiano sitzen, und sein Gesicht in den verschränkten Armen verbergen. Ich erschrak, als ich ihn so sah. Juliane trat zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter, und als er erstaunt auffuhr, rief sie: Guten Morgen, Baron Wallner! Wie hat das Nachmittagsschläfchen geschmeckt? Er war verlegen, entschuldigte seine Stellung mit heftigem Kopfschmerzen, und sah dabei so bleich und trübe aus, daß es ihm die Gesellschaft gern glaubte. Er entfernte sich auch, so bald es der Anstand zuließ. Als er fort war, und jedes sich in sein Zimmer begeben hatte, ging ich noch einmal an mein Fortepiano, um zu sehen, was er da gemacht habe. Auf dem Pulte lag eine von meinen Arien, die vorher nicht da gelegen hatte, aufgeschlagen, nämlich die aus Salieri's Ciffra:

Sola e mesta fra tormenti
Passerò languendo gli anni,
E farò de miei lamenti
Campi e selve risuonar.
Ah perchè spietato amore
Nell mio cuor entrasti mai,

Perchè vidi i cari rai,
Onde appresi a sospirar!

Wallner hatte sie zur Hälfte gespielt, und war dann wahrscheinlich in jene Träumereien versunken.

Was denkst du von dieser Scene? Und wie soll ich mich wohl gegen einen Mann betragen, der mich zu lieben scheint, ohne es zu gestehen, der mich mit mehr Interesse behandelt, als ich, die Geliebte eines Andern, vielleicht gestatten sollte, und doch wieder mit zu viel Bescheidenheit, als daß ich die Waffen, welche Vernunft und Redlichkeit mir nach einer Erklärung in die Hand geben würden, gegen ihn brauchen könnte. Gestehe, Therese, daß mein Verhältniß zu ihm sonderbar, aber wahrlich sehr zart und oft peinlich für mich ist! Ach, was drohen mir hier von Blums Seite für Stürme, wenn er erst Wallners Betragen genauer bemerken, und die Empfindungen darin finden wird, welche seinem scharfen Blicke unmöglich lange mehr entgehen können!

Was soll ich dann thun? Wie soll ich Blums allzu argwöhnische Liebe, und Wallners stille trauernde Empfindung ohne schmerzliche Auftritte von einer oder der andern Seite auseinander zu bringen suchen? O, diese drückenden Besorgnisse stören oft meinen Schlummer, und beschäftigen meine ganze Seele!

Um mir noch mehr Verdruß zu machen, habe ich seit einiger Zeit bemerkt, daß eine Frau, für deren Geist und Herz ich bisher die reinste Achtung hatte, eine Frau, deren liebenswürdiges Betragen in der Welt, deren häusliche Tugenden ich Thörin mir oft zum Muster dargestellt hatte, mit einem Worte, Frau von Walsin, sich einer

Schwachheit schuldig macht, die ich nach meinen Begriffen keinem Weibe, am wenigsten aber einer Frau von Kenntnissen und gebildetem Geiste, verzeihen kann. Daß sie ihren Mann, der um dreißig Jahre älter ist als sie, der sie an den Vergnügungen der Jugend und der großen Welt nur sehr ungern Antheil nehmen läßt, der durch seine böse Laune ihr häusliches Leben verbittert, nicht lieben kann, das begreife ich wohl, und schätzte bei der Kenntniß ihrer Lage bisher recht innig die gute Art, mit der sie öffentlich und in ihrem Hause den mürrischen Alten zu behandeln pflegte. Aber daß sie sich für die traurigen Stunden, die er ihr macht, durch ein Verhältniß mit einem jungen Manne, dem Grafen Van der Werth, zu entschädigen sucht, daß sie die Gefühle, für die nun freilich ihr Mann keinen Sinn hat, einem Fremden weiht, daß sie den Schwur verletzt, den sie feierlich am Altare ablegte, das kann ich ihr nicht verzeihen, denn ich halte es für pflichtwidrig; und die Welt mag noch so gleichgültig darüber hinsehen, ich finde jedes solche oder ähnliche Verhältniß höchst selten zu entschuldigen, aber in keinem Falle zu rechtfertigen. Zwar bin ich, so wie die Valsin bisher mir erschienen ist, beinahe überzeugt, daß ihre Neigung zu Van der Werth immer in den Schranken des Anstandes und der Tugend bleiben wird, daß sie nicht fähig ist, einen Fehltritt zu thun, oder was noch niedriger wäre, Geschenke von ihrem Geliebten anzunehmen. Die Welt aber, die nur nach dem Scheine richtet, urtheilt nicht so schonend, und obwohl sie in ihrer Gleichgültigkeit gegen solche Verbindungen sie nicht mit dem Widerwillen betrachtet, mit dem ich oder du sie ansehen, so macht doch selbst diese Gleichgültigkeit, daß sie sich nicht die Mühe

gibt, feine Unterscheidungen zu machen, und Bedürfnisse des Herzens von niedriger Wollust oder verächtlicher Speculation zu unterscheiden.

C'est une femmo, qui a une intrigue, heißt es, und so wird die edle Valsin ohne Rücksicht auf ihre Lage, ohne Schonung für die feineren Bedürfnisse eines gebildeten Geistes und Herzens mit dem Troße der sogenannten galanten Weiber vermengt. Bei diesen Verhältnissen ist es mir doppelt unangenehm, daß Frau von Valsin mich mit so vieler Güte und Auszeichnung behandelt. Ich muß jede Woche einen oder zwei Abende bei ihr zubringen, oft bei ihr speisen, sie in's Theater, auf Spaziergänge begleiten u. s. w. Es ist wahr, ich fühle mich nirgends so unterhalten, wie bei ihr, Geist und Geschmack finden da ihre volle Rechnung, und ihr Umgang ist eben so liebenswürdig als unterrichtend; aber es ist mir unbehaglich, jenes Verhältniß mit Van der Werth bemerken zu müssen, das ich nun einmal nicht billigen kann, und doch nicht tadeln darf; es ist mir peinlich, mit ihr öffentlich zu erscheinen, wenn Van der Werth dabei ist, und das ist sehr oft. Wenn es mir nur gelänge, einmal recht herzlich mit dieser sonst so liebenswürdigen Frau zu sprechen! Glaubst du nicht, Schwester, daß eine Erklärung von meiner Seite über die Art, wie diese Verhältnisse mir erscheinen, und vielleicht eine recht feierliche, schwesterliche, treue Aufforderung, ganz ihren Pflichten zu leben, in ihrer strengsten Erfüllung allein ihr Glück zu suchen, und nicht allein tugendhaft zu seyn, sondern es auch zu scheinen, Eindruck auf ihr gewiß unverdorbenes Herz machen, und vielleicht gesegnete Folgen haben würde? Ach, ich habe mich oft schon im Stillen an diesen Gedan-

ken geweidet, ich habe auch schon ein paar Mal, wenn ich mit ihr allein war, leise auf den Anfang eines solchen Gespräches hin gespielt; aber es ist, als ahnete sie, wo ich hinaus will, sie weiß jederzeit meinen Plan zu vereiteln, und ihr gewandter Geist entschlüpft mir, so bald ich sie irgendwo fest halten will. Ich spräche sehr gern mit Blum darüber; aber ich wage es nicht, mein Verhältniß zu dieser Frau zu berühren, und von ihrer Verbindung zu sprechen. Er denkt noch viel strenger als ich, ja strenger, als Vernunft und Tugend fordern. Seine Ideen von der Verderbtheit der Welt grenzen an Pedanterei; er würde sich ereifern, sie in Eine Klasse mit den verworfenen Weibern setzen, er würde meinen Umgang mit ihr verdammen, meine Plane für abenteuerlich halten, und mich vielleicht bei unserer Liebe beschwören, nicht mehr mit ihr umzugehen. Dann müßte ich ihm entweder geradezu troß bieten, und dadurch — ach, Therese, meine Seele schaudert vor dem Gedanken! — seiner Liebe entsagen, oder ich müßte seine Bitte erfüllen. Das will ich auch nicht; ich will mir den Genuß, den sie und ihre Gesellschaften mir gewähren, die wahre Schwelgerei für meinen Geist und Geschmack, nicht durch ängstliche Furcht rauben lassen, und überhaupt Blum nicht gewöhnen, solche Opfer, die meine Vernunft nicht gut heißt, von mir zu fordern und zu erhalten. Vielleicht zeigt sich einst unverhofft ein Mittel, alle diese feindlichen Kräfte zu vereinigen, und den Knoten meines Schicksals, der sich immer fester zusammen zu ziehen scheint, freundlich zu lösen. Diese Hoffnung soll mich halten, Therese, und mir Muth und Heiterkeit geben, die drückenden Bande vielfach verschlungener Verhältnisse leicht und gelassen zu ertragen.

16. Baron Wallner an den Grafen Feldern.

***, den 15. Nov. 1797.

Ein Brief von Wallner! Welches Wunder! höre ich dich rufen, indem der Kammerdiener dir das Paket, das der Bote gebracht hat, überreicht, und dir, unter dem Haufen so vieler andern Geschäfts- und Liebesbriefe, die Schrift oder vielmehr das Gekritzel deines alten Freundes in die Hand fällt. Und so dick, so ausführlich! fährst du fort, und kannst die seltene Erscheinung nicht begreifen: Nun, jetzt lebt Wallner nicht mehr lange! „Er wohl nicht, mein Freund, aber seine Freiheit, dies beste Geschenk des Himmels, das er nun durch lange sechs und dreißig Jahre so getreu und heilig verwahrt hat, ist im Begriff zu sterben." Was Teufel! fährst du auf: Sind deine Schulden so viel geworden, daß du in engere Gewahrsam wandern mußt? Haben sich die lange hingehaltenen Handwerks- und Kaufleute nicht mehr länger bedenten lassen? Und sind dein Schneider, dein Tapezier, dein Galanteriehändler endlich grob und bürgerlich genug geworden, um dem gnädigen Herrn Baron nichts mehr zu borgen, und ihr Geld mit Gewalt zu fordern? Armer Wallner! Wahrhaftig, du dauerst mich; und wäre ich nur nicht die Zeit her im Spiele so schrecklich unglücklich gewesen, so könntest du auf die Börse deines ewig getreuen Freundes zählen. — Nicht doch, Lieber! Gar so übel geht es mir noch nicht. Ein alter Onkel meines Vaters hat mir vor einigen Monaten den Gefallen gethan, zu sterben, und mir als dem einzigen hoffnungsvollen Stammhalter unsers erlauchten Hauses einige Tausend Gulden zu hinterlassen. Das hat nun gerade hingereicht, um die drohendsten Lücken, die das Schiff meines Credits

mit einem unvermeidlichen Untergange bedroht hatten, zu stopfen, und jetzt geht es wieder eine Weile flott. Aber ich meine ganz etwas anders, etwas, das mich auf lange Zeit, vielleicht auf immer, von den wahrhaft verdrüßlichen Schulden befreien, und mir eine ganz hübsche Existenz zusichern soll. Ich will heirathen. Du erstarrst, du kannst deinen Augen nicht trauen, und siehst nochmals in den Brief, ob du wohl auch recht gelesen hast? Ja, ja, sieh nur nach, es steht deutlich da, so deutlich, als ich schreiben kann, was zwar nicht viel sagen will. Ich Joseph, Karl, des heil. Röm. Reichs Freiherr von Wallner auf und zu rc. rc. bin nach reifer Ueberlegung entschlossen, nächstens in den Stand der heiligen Ehe zu treten. — Und dies sagst du so munter, so fröhlich? erwiederst du, und ein Schauer überläuft dich, wenn du nur an die Möglichkeit, ein Ehemann zu werden, denkest. Nun, ich versichere dich, das Ding ist, wenn man's bei'm Lichte besieht, weder so gefährlich, noch so schrecklich, als du denkst. Ich habe mich aber auch nicht von dem blinden Gotte so unversehens, wie bei'm blinden Kuhspiel, fangen, und mit der nächsten Besten zusammenknüpfen lassen. Nein, mein Freund! Mein Kopf ging bei Allem, was ich that, mit kühler Ueberlegung dem Herzen voran, und nur, nachdem jener Alles auf's beste überlegt und berechnet hatte, bekam dieses Erlaubniß, auch so viel als nöthig an dem Handel Theil zu nehmen — wohlgemerkt! — so viel als nöthig, damit es mir ja nicht das schön angelegte Spiel verderben könne. Also, lieber Feldern, ich bin so zu sagen, verliebt, und werde heirathen. — Auch so zu sagen? fällst du mit höhnischem Lachen ein. — Nein, mein Freund, im vollen Ernste, mit allen rechtsgebräuchlichen

und kirchlichen Ceremonien, damit der Knoten, der mich an eines der hübschesten und reichesten Mädchen, oder vielmehr sie an mich bindet, ja niemals wieder, als nur durch den bittern Tod, aufgelöset werden könne. Und nun höre Alles mit Aufmerksamkeit und Geduld an, was ich dir zu sagen habe!

Im Schöndorf'schen Hause, wo du auch einst in deinen bessern Zeiten manches schöne Sümmchen am Spieltische fliegen ließest, lebt seit dem vergangenen Frühling Fräulein Brandner, ein hübsches, reiches Mädchen, das Mündel von der Schöndorf Bruder, das, in der größten Stille und Ehrbarkeit von einer lange verwittweten Mutter erzogen, nun von dem einsichtsvollen Vormund zu seiner Schwester in die Kost gegeben wurde, um sie mit der Welt bekannt zu machen. Ein feiner schlanker Wuchs, ein Paar dunkelblaue, schmachtende Augen, ein klarer Teint, obwohl nicht viel Farbe, seidene Haare von dem schönsten Hellbraun, ziemlich viel natürlicher Verstand, einige Geisteskultur und artige Talente, so unaussprechlich viel Gutmüthigkeit und Leichtsinn, daß der Verstand selten zum Worte kommen kann, und, was die wichtigste und schätzenswertheste Eigenschaft ist, hunderttausend Gulden freies, eigenes Vermögen! — Du siehst, die ganze Person ist wie vom Himmel für mich geschaffen; und wenn ich noch achtzehn oder zwanzig Jahre alt wäre, so würde ich das fest glauben. Ihre Reize werden mich beglücken, ihre Talente werden mir Ehre machen, ihr Leichtsinn wird sie vor dem Mißbrauche ihres Verstandes gegen mich, ihren künftigen Herrn, bewahren, und ihre Gutmüthigkeit sichert mir den freien Gebrauch ihres Vermögens. Ich denke, diese Speculation wird deinen ganzen

Beifall, wo nicht gar deinen Neid erregen; aber sie kostet mich auch Mühe. Ich habe nicht allein ihr Herz zu erobern, ich habe auch einen gefährlichen Nebenbuhler daraus zu verdrängen, eine alte, noch aus den Kinderjahren her datirende Liebe, an der sie mit dem Eigensinne schwacher Gemüther hängt. Es ist ein junger hübscher Bursche, der Großhändler und ziemlich reich dabei ist. Das Männchen hat durch Zeit und Gewohnheit einen gewaltigen Einfluß auf das Herz und den Verstand seiner Geliebten erhalten; aber, wie es denn gemeiniglich den Machthabern ergeht, er bedient sich seiner Uebermacht mit so viel übler Laune und Tadelsucht, denkt so pedantisch und altfränkisch, und möchte das arme Mädchen, das mit unaussprechlichem Vergnügen an allen ihr ganz neuen Ergötzlichkeiten der Welt hängt, so wider allen Dank heraus reißen, und sie mit sich in eine poetisch langweilige Einsamkeit begraben, daß der Thor mir selbst die Waffen gegen ihn in die Hand liefert, und mein Spiel halb gewonnen macht. Du solltest mich aber auch sehen, mit welchem herzrührenden Anstande ich den unglücklichen und dabei äußerst bescheidenen Seladon spiele! Du würdest herzlich lachen, und auch mir entwischt oft ein unwillkürliches Lächeln, wenn ich meine Jammergestalt in einem Spiegel so von ungefähr erblicke, wie ich da sitze, seufze, in Schwermuth versunken bin, auf einmal, durch einen ihrer gütigen Blicke wie in's Himmelreich verzückt, aus meinen Träumereien emporfahre, ausgelassen lustig bin, und, so bald mein strenger Nebenbuhler eintritt, wieder in meine Trostlosigkeit versinke. Das Beste ist, daß die verliebten Scenen mich nicht so viel Mühe kosten, als du denken magst; denn das Mädchen ist wirklich recht hübsch, und ich bin so stark verliebt in sie, als es ein vernünftiger Mann in meiner Lage seyn kann.

Ein Zug ihres Charakters indessen machte mir anfangs

einige Sorge. Trotz ihres jetzigen Hanges zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten — der denn im Schöndorf'schen Hause reichlich genähret wird — trotz aller Huldigungen, die Alles um sie täglich ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtsinn bringet, liegt doch tief im Grunde ihres Herzens eine Anlage zur Zärtlichkeit, Empfindlichkeit, Schwärmerei, Religiosität und wie die Litanei weiter heißt, die mir manche fatale Stunde machen könnte, und jetzt schon ihre Trennung von Blum, so heißt ihr Geliebter, sehr erschwert. Doch auch da wußte mein erfinderischer Geist Mittel. Du weißt, wie ich, trotz ihrer Verbindung mit Van der Werth, noch von alten Zeiten her mit der Valsin stehe. Das Verhältniß, das zwischen uns, als sie noch Mädchen war, und auch späterhin als Weib des geizigen Alten herrschte, macht, daß sie mich gern verbindet. Ich bin bescheiden, darauf kann sie zählen, und werde ihr kein übles Spiel machen; aber ich fordere den kleinen Freundschaftsdienst von ihr, daß sie mir meine Künftige ein wenig für die Welt bilde, und von den albernen Vorurtheilen ihrer einsamen Erziehung befreien helfe. Das geht nun vortrefflich. Die Valsin ist wie gemacht dazu. Ihre Verhältnisse mit dem Schöndorf'schen Hause machen, daß man sie dort mit aller Achtung behandelt, ihr Verstand, ihre Talente, ihr einnehmendes Betragen ziehen das Mädchen an sie; überdies hält die gute Närrin die Valsin für ein Opfer des Eigennutzes, und ihr Verhältniß zu Van der Werth für eine Platonische Neigung, für ein Bedürfniß des Herzens, bedauert und entschuldiget das arme Weib, überläßt sich ohne viel Bedenklichkeit dem Zuge, der sie zu ihr führt, und geht recht willig in die Schlinge. Freilich müssen wir behutsam vorgehen; ein zu rascher Schritt, ein zu schnelles Vortreten würde Alles verderben, und das verscheuchte Täubchen gerade zu ihrem Galan in die Arme jagen. Aber

da laß mich dafür sorgen! Es geht Alles vortrefflich, und die Bekanntschaft mit der Valsin wird nach und nach zu andern, z. B. mit der Heerborn führen, meine schöne Novize in die Geheimnisse der großen Welt und des wahren Lebensgenusses einweihen, zugleich ihren altfränkischen Liebhaber erbittern, Zank und Streit veranlassen, und so die letzten Fäden abreißen, die Leonorens Herz an ihn binden. Dann ist sie gewiß mein, und ich werde eilen, bald nach diesem Zeitpunkte zur Schürzung des Knotens zu gelangen, der sie und ihre hunderttausend Gulden in meinen Besitz geben soll. Adieu, Schatz! Nächstens mehr. Meine Finger sind lahm vom ewigen Schreiben.

17. Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

***, den 30. Nov. 1797.

Die Indier beten die Gottheit unter drei verschiedenen Gestalten, des Schöpfers, Erhalters, und Zerstörers, an. Es sind dreierlei Aeußerungen der Allmacht, jede groß, erhaben, jede der Gottheit würdig, und es ist albern, zu denken, daß eine von ihnen den Vorzug vor den andern Beiden verdiene. Was geschaffen ist, muß untergehen, und aus der Zerstörung müssen neue Gestalten entstehen; das ist der Kreislauf der Dinge. Ein ermüdender, trostloser Gedanke, wenn man ihn als ein Werk des blinden Zufalls denkt! Aber wenn man mitten im Gewühle werdender und vergehender Naturen, im wilden Kampfe gährender Urstoffe ein mit Vernunft waltendes und wollendes Wesen erblickt, dann bekommt selbst dies wilde Bild Reiz für den menschlichen Geist. Und so ein Schiven unter seines Gleichen zu seyn, wenn das Schicksal uns mit kaltem Neide die Seligkeit eines Brama oder Wischnu versagt hat, hat hohen Werth für ein Wesen, das in sich unendlichen Trieb zur Thätigkeit, und um sich nichts als Schranken sieht. Wenn mir nichts zu

schaffen, zu erhalten erlaubt ist, so will ich zerstören, und in dieser Aeußerung meiner Kraft das Bewußtseyn der Thätigkeit fühlen und genießen.

Leonore eilt mit raschen Schritten und blindem Muthe ihrem Untergange entgegen. Wallner und die große Welt gewinnen täglich mehr in ihrer Gunst. Durch tausend Kunstgriffe und eine Geschicklichkeit, die ich mit Vergnügen bewundern muß, weiß er sie von seiner uneigennützigen Leidenschaft zu überzeugen. Die Thörin! Aber das ist gerade ein Mensch, wie sie ihn verdient, wie ihn ihr der Himmel zur Strafe ihres Leichtsinns in den Weg schicken mußte. Er hintergeht sie, er wird sie, wenn sie einfältig genug ist, ihm ihre Hand zu geben, um ihr Geld bringen, sie dann verlassen, sein Glück bei Andern versuchen, und sie wird vor Gram und Reue vergehen. Blum sieht das, er fühlt, was in ihrem Herzen vorgeht, und verzweifelt. Ich sehe seine Qual, aber ich bedaure ihn nicht; denn auch er ist schwach, eine unmännliche Seele, der es an Kraft fehlt, die Fesseln zu zerreissen, die sie doch verabscheuet. Wie kindisch er sich benimmt! Wie er den einzigen Weg verfehlt, der ihn retten könnte! Ein rascher Schritt würde Alles in's Geleise bringen, die ängstliche Leonore aus dem Taumel aufschrecken, ihr die Augen öffnen, und die Furcht, den noch immer theuern Jugendgeliebten zu verlieren, würde sie zu Allem bewegen, was er nur immer wünschen und hoffen könnte. Aber das erlauben ihm sein Zartgefühl, seine schwärmerische Ueberspanntheit nicht, und so quält und grämt er sich an der Seite des abgeschmackten Geschöpfes, ohne Muth, ohne Kraft, diese peinliche Lage zu ändern.

Aber sie soll ihn nicht bekommen! Das habe ich geschworen, und werde Alles aufbieten, meinen Schwur zu halten. Ohne dies arbeiten die beiden kläglichen Geschöpfe mir sehr in die Hand, und es ist nicht schwer, Seelen,

die sich einmal mißzuverstehen angefangen haben, vollends zu trennen; nur muß jede auffallende Scene, jede Ueberraschung, die eine erschöpfende Erklärung oder einen schnellen Entschluß hervorbringen könnte, verhindert werden. Sie müssen sich minder oft, und nur in ungünstigen, Verdacht erregenden Lagen sehen. Besinnen Sie sich noch auf seine Cousine Lessert? ein schönes Mädchen, das einst Ansprüche auf ihn machte, und durch Leonoren verdrängt ward! Sie wäre vielleicht als Maschine zu brauchen; nur muß sie ihre Rolle mit Gelassenheit spielen, und nicht wissen, daß sie nur Maschine ist.

Es steht viel auf dem Spiele — und die Zeit wird entscheiden. Vielleicht hören Sie bald, daß ich mich verheirathe. Schließen Sie daraus nicht, daß ich liebe. Noch nie war meine Brust von feindseligern Empfindungen erfüllt, und ich möchte wohl schwören, daß die Liebe nie mehr darin wohnen wird. Aber dennoch könnte es seyn, daß ich heirathete. Es gaukeln der Thoren genug um mich. Ich weiß, daß sie nicht mich, sondern mein Geld, das Ansehen meines Vaters u. s. w. lieben. Daran liegt nichts; ich liebe sie auch nicht, und wir betrügen uns also nicht. Der passendste aus allen für meine Absichten ist der Graf von Kelm, aus einer alten Familie, Geheimerrath, Präsident. Er sucht mich, weil sein verschwendetes Vermögen ihm die Mittel raubt, seinen Stand mit Glanz zu behaupten. Wenn ich ihm meine Hand gebe, erhält er Geld und Credit, und ich Rang, Ansehen, Titel. Die Partie ist gleich, die Jahre nicht; doch was liegt daran? Ich werde glänzen, weil mir das Schicksal bessere Freuden verweigert hat.

18. Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

***, den 8. Dec. 1797.

Ludwig! Mein Unglück wird immer gewisser, mein Untergang unvermeidlicher; und ich muß dabei stehen und unthätig zusehen, wie die Flamme, der ich nicht wehren kann, das ganze stolze Gebäude meines Erdenglücks verzehrt. Leonorens Herz ist nicht mehr ganz mein; es ist sichtlich, welche Fortschritte dieser unselige Wallner in ihrer Gunst macht, wie er mit jedem Tage mehr Raum in ihrer Seele gewinnt, und ihre Liebe zu mir durch feindselige Vergleichungen und tausend kleine Zufälle täglich abnimmt. Wir haben oft, wenn wir uns allein sehen, was freilich bei Leonorens zerstreutem Leben viel seltener geschieht, als mein Herz wünschte, Erklärungen, und manches Mal Auftritte, die unsere Herzen gewaltsam zerreißen, ohne uns zum Ziele zu führen. Sie liebt mich noch, das fühle ich; sie wäre im Stande, mir auf der Stelle ihre Hand zu geben, und durch einen raschen Entschluß die drückenden Bande verworrener Verhältnisse, die sie langsam zu lösen nicht Muth und Festigkeit genug hat, zu zerbrechen. Sie hat mir das gesagt, und mit Thränen und einer Wahrheit des Gefühls betheuert, daß, daran zu zweifeln, Hochverrath an ihrer schönen Seele gewesen wäre. Ich bin überzeugt, daß es ihr ernster Wille war, mein zu werden, wenn ich diesen Augenblick des überwallenden gespannten Gefühls unedel hätte mißbrauchen wollen. Aber mein zu werden nach reifer Ueberlegung, die Verbindungen, die sie halten, nach und nach aufzugeben, das Schöndorf'sche Haus zu verlassen, zu ihrer Schwester zu ziehen, und von dort in meine Arme überzugehen — davor, vor diesem riesenhaften Plane, wie sie ihn nannte, zitterte sie, und keine Ueberredung war im Stande, sie dahin zu bringen. Ach, und was war es anders, als Wallners Bild, das sie schreckte, der

Gedanke an seine Leiden, an seine Trauer, wenn sie ihn zuerst kä[illegible] behandeln, dann ganz verlassen, und endlich nicht durch Ueberraschung, sondern aus freier Wahl und mit stiller Ueberzeugung eines Andern werden sollte? Neben her mochten auch das Stadtgeschwätz, ihr nur zu großes Wohlgefallen an dem geräuschvollen Leben, das sie führt, und einige Bekanntschaften, die ihr interessant sind, ihr Gewicht in die verneinende Schaale legen. Wie dem immer seyn mag, sie war nicht zu bewegen, jenen langsamen Weg einzuschlagen, und von ihrem raschen Anerbieten kann und werde ich nie Gebrauch machen. Soll ich sie übertäuben? Soll ich eine Aufwallung benuzzen, um unauflösliche Bande zu knüpfen, damit, wenn sie aus dem Taumel erwacht, und sieht, was sie im Enthusiasmus einer edelmüthigen Aufopferung gethan hat, sie dann den Augenblick der Ueberraschung verwünsche, berechne, was sie verloren, und was sie dafür erhalten hat, sich an meiner Seite unglücklich fühle, an meiner Seite, der sein Glück nur in dem ihrigen findet?

Nein, Ludwig, das konnte ich nicht, und ich bin gewiß, du wirst mich verstehen, und meine Weigerung billigen. Aber daß mich diese Erkenntniß meines unvermeidlichen Unglücks elend macht, daß meine Lebenslust, ja selbst oft meine Standhaftigkeit unter der drückenden Bürde meines Schicksals erliegt, das wirst du auch begreifen, und mich bedauern. So soll ich sie denn aufgeben, die schönen Träume und Hoffnungen einer glücklichen Jugend? So soll ich das Mädchen, das ich von dem Augenblicke an, wo das Gefühl der Liebe in meiner kindischen Brust aufwachte, allein und unaussprechlich geliebt habe, die für mich, mit mir, von mir gebildet ward, in deren Armen ich mein Leben zuzubringen dachte, außer der ich nie ein Weib geliebt, kaum eines näher gekannt habe, nun allmählig und unaufhaltsam sich von meinem

Herzen lösen sehen, Zeuge seyn, wie ein Band nach dem andern zwischen uns bricht, wie jede Stunde sich neue für einen Andern in diesem Herzen, das einst nur für mich empfand, anknüpfen, und so das zerreißende Gefühl meines unvermeidlichen Verlustes mit jeder Stunde, mit jedem Augenblicke neu und schmerzend empfinden? O mein Ludwig! Dazu gehört mehr Stärke, als ich besitze. Oft mache ich mir täuschende Hoffnungen, wie sich Alles noch ändern, noch gut werden könnte, und in der nächsten Minute muß ich lächeln über das schwache Herz, das sich an solchen Spinnengeweben zu halten denkt. Dann blicke ich zurück in die entflohenen Tage, auf die Zeit, wo sie noch bei ihrer Mutter, unbekannt mit der schimmernden Welt und ihren Lockungen, still und verborgen, nur für mich und unser künftiges Glück lebte; dann male ich mir mit einer Art von grausamer Freude die lieblichen Bilder aus, wie Alles so gut hätte gehen können, wenn sie nicht in das verhaßte Haus gekommen, wenn keine Walsin, kein Wallner — o! und alle diese unglückseligen Wenn bringen mich zur Verzweiflung! Die Zukunft liegt öde, finster, wie ein Gefilde voll Nacht und Schrecken vor mir. Ich bin allein, ich bin ein Fremdling in dieser Welt, mit der ich nur durch Leonoren zusammenhänge! Und wenn dies Band zerrissen seyn wird — Ludwig! es ist mir öfters, als müßte ich dann wahnsinnig werden, und als sollte ich es wünschen, um mein namenloses Elend weniger zu fühlen.

19. Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

***, den 20. Dec. 1797.

Womit habe ich es verschuldet, liebe Schwester, daß ich für so viele, sonst gute Menschen ein Gegenstand des Unwillens, und eine Quelle von Verdruß geworden bin, und daß wieder eben diese Menschen sich vereinigen, mich

ihrerseits eben so sehr zu quälen? Ach! Gott ist mein Zeuge, er, der in mancher kummervollen Stunde auch der Zeuge meiner Thränen ist, wie ich alle meine Kräfte aufbieten möchte, um rings um mich her nichts als Liebe und Glück zu verbreiten! Und doch wird dies warme Verlangen, dieser aufrichtige, thätige Wille verkannt, ja sogar verfolgt. Blum hält mich für leichtsinnig, vielleicht für treulos, gewiß aber für verloren in dem Strudel der Welt. Er glaubt keiner meiner Versicherungen, hört keine Rechtfertigung an, und sieht in mir nur die Quelle seines Unglücks. Wallner liebt mich, das ist leider nicht mehr zweifelhaft; er trauert sichtlich, seine Heiterkeit ist dahin, er betrachtet mich mit scheuen, wehmüthigen Blikken, und scheint mich mit jedem einer hoffnungslosen Leidenschaft anzuklagen, die ich Unglückliche ihm wider Willen eingeflößt habe, und die seine Ruhe untergräbt. Und nun kommst auch du noch, und machst mir so schmerzliche Vorwürfe, traust mir so viel Uebles zu, und kränkest durch deinen ungerechten Verdacht ein Herz, dem selbst sein Kummer ein Recht auf mehrere Schonung geben sollte! Du hältst Wallnern für listig, für verstellt, seine Treue für geheuchelt, seine Liebe für eine künstliche Rolle. Meine Schwester! Es ist sehr schwer, in einem Briefe über so etwas abzusprechen, weil es eben so schwer ist, in einem Briefe die tausend kleinen Bemerkungen mitzutheilen, aus denen nach und nach ein solches Resultat entsteht, und weil es ganz unmöglich ist, den Ton der Stimme, den Ausdruck der Züge und Blicke, an welche eigentlich Alles ankommt, zu beschreiben. Glaube mir, Therese, ich erkenne deine schwesterliche Liebe, welche dir jene Besorgnisse und Vorwürfe eingab, mit warmem Danke; aber traue du mir auch so viel richtiges Gefühl und so viel Anspruchlosigkeit zu, daß ich mich nicht so leicht täuschen, und eine geheuchelte Liebe für das erkennen würde, was

sie ist. Nein, Therese! Wenn Wallner mich täuschen kann, dann ist selbst die Wahrheit zweifelhaft, dann kann ich keinem andern Menschen, dann kann ich mir selbst nicht mehr trauen. Meine Ueberzeugung ist um so viel gewisser, da ich sie ganz wider meinen Willen bekommen habe. Man glaubt nur leicht, was man wünscht; wenn man etwas für wahr zu halten gezwungen wird, was man sich selbst gern abstreiten möchte, dann ist es wohl nicht mehr möglich, sich getäuscht zu haben.

Welche marternde Auftritte jetzt zwischen mir und Ferdinand vorfallen, kannst du dir nicht denken. Ferdinand sieht Alles, was vorgeht, und fürchtet noch mehr, als wirklich ist. Auch er ist niedergeschlagen, finster, und seine Eifersucht ist durch keine Bitten, keine Versicherungen, keine Schwüre zu beruhigen. Ich sehe ihn leiden, ich möchte gern Alles anwenden, was in meiner Macht steht, ihm seine Ruhe wieder zu geben; aber er fordert Unmöglichkeiten von mir, und nur in diesen will und glaubt er sein verlornes Glück wieder zu finden. Ich soll allen Umgang mit der Valsin und Wallner, den er, wie du, im höchsten Grade mißkennt, abbrechen, ich soll das Schöndorf'sche Haus verlassen; er will es durch Beweise gegen Wichmann, die ihm zu erlangen nicht schwer seyn sollen, dahin zu bringen suchen, daß mir ein anderer Vormund gesetzt werde. Dann soll ich zu dir auf's Land, und aus jenem stillen Aufenthalte, sobald es seine Umstände erlauben, in seine Arme übergehen.

Welcher riesenhafte Plan! Welche überspannten Forderungen! Und doch bestehet er mit der größten Festigkeit darauf. Nur so, behauptet er, könnten wir noch gerettet werden; und wenn ich ihn wirklich liebe, wenn seine Ruhe, das Glück seines Lebens noch Werth für mich haben, so soll ich mich über das thörichte Stadtgeschwätz, das ich

doch allein zu fürchten hätte, hinaussetzen, und Muth genug haben, glücklich und gut zu bleiben.

Du siehst selbst, Therese, es ist nicht möglich, in jene Forderungen einzuwilligen. Wie kann ich als Mädchen, als Waise solche kühne Schritte thun, selbst handelnd auftreten, und die Führung meines Schicksals zu übernehmen wagen? Und wenn der gewagte Plan mißlänge, wenn Ferdinand mit seinen Klagen gegen Wichmann nicht auslangte, wenn er mein Vormund, und ich in diesem Hause bleiben müßte: was würde dann mein Schicksal seyn? Welche Begegnung würde ich zu erwarten haben? Das Alles habe ich Ferdinanden warm und wahr, aber leider ganz fruchtlos vorgestellt, ach! und in jeder Vorstellung sah sein gekränktes Gefühl nichts als Ausflüchte meines Nichtwollens, nichts als Beweise meiner innigen Anhänglichkeit an die große Welt, und — o Schwester! das schmerzte mich am meisten — an Wallner. Seit gestern, wo wir wieder eine solche äußerst heftige Scene hatten, ist er nun beinahe überzeugt, daß ich diesen liebe, und ihn vergessen habe. Ihn vergessen! Nein Therese — das kann ich vor Gott mir bezeugen! — das ist nicht möglich, das kann nicht seyn! Diese Liebe ist zu innig mit allen Fasern meines Wesens verwebt, sein Bild zu tief, zu lange in mein Herz gegraben; ich kann, ich werde ihn nie, nie vergessen, das fühle ich. Ich habe es ihm auch mit Thränen gesagt. Er wurde gerührt, er umschlang mich, heftete sein dunkles nasses Auge mit einem unaussprechlichen Blicke auf mich, und sagte mit seiner schönen Stimme: Gute, weiche Seele! Ich weiß, du willst mich nicht täuschen; aber du täuschest dich selbst, und ahnest es nicht, und hältst für Liebe, für Leidenschaft, was nur Macht der Gewohnheit und jugendliches Wohlwollen ist! Von diesem Gedanken war er nicht mehr abzubringen. Umsonst bat und beschwor ich ihn mit tausend Thränen,

umsonst drang ich endlich darauf, ihm meine Hand auf der Stelle zu geben. Auch das nahm er nicht an, und seine Gründe waren so edel, so zartgefühlt, daß ich mich nur selbst bedauern mußte, aber nicht mehr in ihn zu dringen wagte. Er wollte meinen Entschluß nicht stürmend erlangen, er wollte keiner augenblicklichen Rührung, keinem letzten Auflodern einer halbverlöschten Flamme danken, was nur ruhigere Ueberzeugung und tiefes Gefühl ihm geben sollten. O Therese! Warum muß ich diesem edlen vortrefflichen Mann so viel Kummer machen? Warum führte das Schicksal mich diesem Wallner in den Weg, und erweckte in seinem Herzen eine Liebe, die ich nicht billigen, nicht anhören, und doch nicht verdammen darf? Ich liebe Ferdinanden, gewiß, ich liebe ihn; aber ich kann nicht umhin, auch Wallnern dankbar zu seyn, ihn zu schätzen, zu bedauern, und diese Gesinnungen schreiben mir ein Betragen gegen ihn vor, das leider in Ferdinands, und, wie mir scheint, auch in mehrerer Leute Augen den Verdacht einer Erwiederung seiner Gefühle erregt. Therese! Ich bin recht bekümmert, mein Herz ist von so viel streitenden Empfindungen zerrissen, ich kann unmöglich Ruhe finden, bis nicht jener Kampf aufhört, und ich sehe doch kein Mittel, ihn zu endigen. So geht der Cirkel meiner Leiden immer in sich zurück, unaufhörlich quälend, und unaufhörlich rettungslos. Bete für mich, Therese! Ach, wenn nicht Hülfe vom Himmel, jähe, unerwartete, entscheidende Hülfe kommt, so weiß ich mich nicht aus diesem Labyrinthe zu retten.

20. Dieselbe an dieselbe.

***, den 28. Dec. 1797.

Ferdinand hat mich nun seit jenem Tage nicht mehr besucht. Ist es Zufall? Ist es Absicht? Was es immer sey, er handelt nicht gut an mir. Er sieht, oder glaubt zu

sehen, daß ich in dem Strudel, der mich umbrauset, unterzugehen, Gefahr laufe; ich strecke meine Hände nach ihm aus, und er verläßt mich, kümmert sich nicht um mich, verstößt mich vielleicht aus seinem Herzen, indeß ich heiße Thränen darüber weine, daß ich ihm so viel Kummer mache. Er hat meine Hand ausgeschlagen. Anders kann ich nun seine Weigerung einmal nicht nennen. Und warum hat er das gethan? Es ist wahr, seine Umstände fordern jetzt Einschränkung; aber lieben wir uns nicht? Hätte dieses beseligende Gefühl nicht hundertfältigen Ersatz für die kleinen Entbehrungen geboten, die ja nur unsere Eitelkeit, unsere verwöhnte Sinnlichkeit, nicht die wahren Bedürfnisse des Lebens getroffen hätten? Und wo bringt er denn die Zeit zu, welche ihm sonst in meiner Gesellschaft verfloß? Ich weiß, er hat wenig Bekanntschaften, und gar keinen vertrauten Umgang; denn mit seiner Schwester Dorsing hat er größtentheils meinetwillen nie sehr übereingestimmt. Wir mochten uns schon als kleine Mädchen nie leiden. Du weißt, daß ihre Neugierde, ihre Klatschhaftigkeit, ihre Gemeinheit, wenn ich so sagen darf, sie uns Allen widrig machten. Gegen mich hatte sie aber immer eine besondere Abneigung, und nahm es Ferdinanden sehr übel, daß er eine solche empfindsame Närrin, eine Romanenheldin, und wie die Titel alle hießen, die sie mir gab, heirathen wollte. Ferdinand ging nicht viel mit ihr um, er wird sich in seiner jetzigen Gemüthsstimmung noch viel weniger bei ihr behaglich finden, als sonst, und also gewiß nicht öfter zu ihr gehen. Wo ist er also? Wo bringt er seine Abende zu? O Therese! Ich habe eine Idee — Verdacht mag ich sie nicht nennen, denn das wäre unedel — aber eine Möglichkeit, eine quälende Wahrscheinlichkeit. Du kennst seine Tante Lessert, und ihre wirklich hübsche Tochter Babette; du weißt, daß diese Tante mit ihrer Schwester, Blums Mutter, schon als Ferdinand und Ba=

bette noch Kinder waren, Plane für sie entworfen hatten, die nur erst später nach der Mutter Tod, als sein Vater und meine Mutter ihre alte Freundschaft erneuerten, zerstöret wurden. Das hat mir Blums Tante nie verzeihen können, und was in ihrer und ihrer Tochter Macht stand, wurde treulich aufgeboten, um ein Band zu zerreißen, das sie als einen Eingriff in ihre Rechte ansahen. Und jetzt — o Therese! ich weiß es sicher — jetzt ist Blum oft bei Lessert, bringt ganze Abende daselbst zu, begleitet das reizende Mädchen in's Theater, und wird von ihnen Allen auf den Händen getragen. Ich weiß, wie sehr ein herzliches freundschaftliches Betragen ihn bestechen kann, ich weiß, wie wohl es seinem Herzen thut, mit Wärme und Theilnahme behandelt zu werden. Die Lessert ist klug genug, um jetzt alle Ansprüche zu entfernen, und blos als theilnehmende Freundin, als Vertraute seines Kummers aufzutreten; und das — das ist ein unfehlbarer Weg zu seinem Wohlwollen, zu seiner innigsten Achtung. Wenn ich mir alles das vorstelle, wenn ich mir seine Weigerung, sein Ausbleiben, sein widersprechendes Betragen zusammendenke, o meine Schwester, was für traurige Resultate könnte ich daraus ziehen! Acht Tage sind es nun, seit ich ihn jede Minute mit ängstlicher Sehnsucht erwarte. — Ihm zu schreiben bei diesen Verhältnissen, würde ich gegen meine Würde halten. Daß er nicht krank ist, weiß ich von Wallnern, der ihn vor drei Tagen mit zwei Damen in der Loge sah. Wallner hatte sie nicht gekannt; ich wurde neugierig, er beschrieb sie, und Juliane, die dabei war, erkannte sogleich aus der Beschreibung, daß es seine Tante und Cousine waren. Sie kennt die Lessert sehr gut, und ist ihre Freundin, wenn man das Freundschaft nennen kann, was Juliane zu fühlen im Stande ist, und was überhaupt in der großen Welt so genannt wird. Sie sagte sehr lässig: er kommt öfter hin, ich habe ihn selbst ein paar Mal dort

angetroffen. Ach, wie tief drangen diese hingeworfenen Worte in mein schmerzhaft gespanntes Herz! Also indeß ich mit meinen Blicken die Thür bewachte, und bei jedem Eröffnen derselben mit frohem Pochen meines Herzens ihn zu sehen hoffte, während jede fehlgeschlagene Erwartung mich bitter schmerzte, saß er mit der schönen Cousine im Theater, und dachte auch mit keinem Gedanken an meinen Schmerz!

Und dann Wallner, der mit so inniger Wärme an jeder leisen Veränderung meines Gemüthes Antheil nimmt; der, so oft nur ein Wölkchen auf meiner Stirn schwebt, Alles, was er besitzt, hingeben möchte, um es zu verscheuchen, der so froh wird, wenn er mich wieder lächeln sieht, daß ich mir um seinetwillen Mühe gebe, meinen Kummer zu verbergen, der so hoffnungslos und so treu liebt, keine Gelegenheit versäumt, wo er mich, wär's auch auf Augenblicke, sehen kann, und mit dem Winde zanken möchte, wenn er mich unsanft anweht, der — liebt unerwiedert, und verzehrt sich in stillem Gram, daß er ein Herz nicht erhalten darf, welches jener, dem es allein gehört, kränkt, und vielleicht, ach, Therese, vielleicht nicht mehr achtet!

Ich werde Ferdinanden keine Vorwürfe machen, das nehme ich mir fest und unverbrüchlich vor. Babettens Name soll nicht über meine Lippen gehen; aber ich werde mich wohl hüten, ihm meine Hand wieder anzubieten, und überhaupt nicht mehr so thöricht seyn, dies kindlich zutrauende Gemüth mit allen seinen Fehlern und Schwächen, mit aller seiner glühenden Liebe und seinen marternden Besorgnissen vor seinen Blicken, denen vielleicht ein anderes Bild lebhafter vorschwebt, so unverhüllt zu zeigen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Schriften

Bd.: 39

Stuttgart 1828

P.o.germ. 1077 a-39/42
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116293-8